

*Abendländische
Taufend und eine Nacht*

oder
die schönsten Märchen und Sagen
aller
europäischen Völker.

*Zum ersten Male gesammelt
und neu bearbeitet
von
J. P. LYSER.*

*Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des
Herausgebers.*

1. Bündchen 2. Abtheilung.

Meissen,
bei F. W. Goedsche.



Die sieben Todsünden.

Abendländische
Tausend und eine Nacht
oder
die schönsten Märchen und Sagen
aller
europäischen Völker.

Zum ersten Male gesammelt und neu bearbeitet
von

J. P. E y s e r.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

Erstes Bändchen.
2. Abtheilung.

M e i s s e n,
bei F. W. Goedsche.
1 8 3 8.

Sechs und zwanzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

„Es hat doch sein Gutes, daß uns Ralph einige Aufklärung über die schöne Jägerin gegeben hat,“ sprach eines Tages Wildeck zu dem Grafen, „mir ist sie gestern von Ferne im Walde erschienen, da schlug ich ein Kreuz und ritt weiter.“

„Ohne sie anzurufen?“

„Meinst Du, daß ich lüstern nach der Bekanntschaft einer Hexe bin? Ich fürchte nichts mehr, als mich von ihr verblenden zu lassen und strebe nicht nach einer Gunst, die mich späterhin an Leib und Seele verderben könnte.“

Eduard schwieg, er lächelte spöttisch und dachte: eine böse Hexe, ein so himmlisch schönes Weib? Unmöglich. Noch oft besuchte Eduard die Eichen, mehrmals sah er von Ferne Adelsstane, aber niemals redete er sie an und sie verschwand immer dann, wenn er sie eben am nächsten sah.

Er konnte es sich nicht verhehlen, daß er Adelsstane liebte, aber er fürchtete sie; Er, der sich das Weib nie anders, als das Bild der Sanftmuth und Duldung dachte, sollte sich jetzt vor einem Weibe demüthigen?

Zugleich fiel ihm die Warnung Ralph's ein — auf ewig gefesselt, vielleicht unsichtbar immer unter ihrem Einfluß zu stehen ohne Willensfreiheit, waren Gedanken, die ihn immer von ihr abzogen. Graf Eduard war fromm, er fürchtete die Gemeinschaft mit dem Bösen und zweifelte, daß Adelsknecht ein guter Geist sey.

Zu dieser Zeit kam ein Deutscher aus Wildes's Gegend auf Eduard's Schloß, er brachte seinem Landmann ein Schreiben von seiner Schwester Anna. Diese theilte dem Bruder mit, daß sie, da ihr Probejahr dem Ende nahe, bald den Schleier nehmen müsse, wenn er nicht irgend einen Platz in der Welt für sie wisse. Sie beklagte sich über das Klosterleben, welches nicht so friedlich sey, als sie früher geglaubt habe, sie wünschte sich nützliche Thätigkeit und bat den Bruder, ihr wo möglich die Ablegung des Gelübdes zu ersparen.

Der Graf sah den Brief, die zierliche Handschrift fiel ihm auf, da zu jener Zeit Schreiben eine Kunst war, die nur wenig Frauen übten. Wildes theilte dem Freunde den Inhalt des Briefes mit und inniges Mitleid mit dem hilflosen Wesen zog in des Grafen Herz.

Er sah in Anna, deren Bild wieder lebhaft vor seiner Seele stand, ein Mittel, sich von der Neigung zu Adelsknechten zu befreien. Ohne Zögern warb er bei ihrem Bruder um Anna's Hand und sandte, als dieser mit Freuden einwilligte, einen Eilboten mit einem Briefe und Ringe in das Kloster zu Anna.

Einige Tage nach Absendung des Boten begegnete

er Adelsstanen im Walde, sie verschwand nicht so schnell wie früher, lange ruhte ihr Auge mit inniger Trauer auf Eduard.

Dieser fühlte sich aufs Neue zu ihr hingezogen, aber er fürchtete sie auch mehr als je. Um ihr zu entfliehen, trat er früher, als er sich vorgenommen hatte, seine Reise nach Deutschland an, die Werbung zu wiederholen.

Mit holdem Erröthen kam ihm Anna an der Hand der Aebtissin entgegen, schüchtern sprach sie das „Ja“ aus und ward wenige Tage nach des Grafen Eintreffen im Kloster dessen Gemahlin. Ungesäumt trat er mit ihr die Reise nach der Heimath an.

Die Reize seiner Gemahlin, ihre schüchterne, innige Liebe zu ihm schwächten das Andenken an Adelsstanen, er fühlte sich vollglücklich, als Anna ihm vertraute, daß sie Mutter sey und niemals fiel es ihm ein, wenn er im Walde war, die drei Eichen zu suchen.

Der Bruder seiner Gemahlin hatte ihn verlassen und sich mit einer reichen Erbin in Deutschland vermählt und Ralph hütete sich wohl, seinen Herrn nur auf das Leiseste an Adelsstane zu erinnern.

Er war seiner jungen Herrin innig ergeben und fürchtete für ihr Glück, wenn der Graf jemals Adelsstane wiedersähe. Deßhalb schlug er dem Grafen vor, ein andres Schloß in der Grafschaft zu beziehen, damit die junge Gräfin die Besitzungen ihres Gemahls kennen lerne. Graf Eduard fand Gefallen an diesem Vor-

schlage und befahl, Alles zur Abreise zu rüsten. Der Falkner zeigte sich besonders thätig dabei, denn ihm quälte eine Angst vor einem großen unnennbaren Unglücke, welches er vergebens zu verbannen strebte.

Endlich war Alles zur Reise bereit und der nächste Mittag dazu bestimmt. Früh am Morgen fiel es dem Grafen ein, in Ralph's Begleitung jagen zu wollen.

Ralph, dem nichts Gutes ahnte, gab Krankheit vor, um den Grafen zu Hause zu halten. Er versuchte Verschiedenes, ihn davon abzubringen; vergebens, der Graf schwang sich auf sein Leibross und sprengte davon, seinen Lieblingsfalken auf der Faust.

Als er hinaus in den Forst kam, ergriff ihn eine wunderbare Jagdlust, eine wahre Sucht nach Beute.

Nichts zeigte sich in der Nähe seinen Blicken, je tiefer er in den Wald kam, desto stiller ward es um ihn her, siehe, da erblickte er auf einmal ein schönes, schlankes Reh; irrte er nicht, war es Adelftanen's Reh. Von Jagdlust hingerissen, vergaß er ihre ernste Warnung, er ließ den Falken steigen und mit Bligesschnelle schoß er auf das Reh herab und haßte sich in sein Genick ein, daß es zusammenstürzte.

In demselben Augenblicke stand Adelftane bei dem Rehe, hastig riß sie den Falken von dem Wild weg und hielt ihn fest, mit der andern Hand berührte sie schmeichelnd die Wunde des Rehes.

Bestürzt blieb Eduard stehen, wie angewurzelt; endlich nahte er sich der Jägerin und sagte: „Vergebt,

daß mein Falke Euerm Reh Schaden zugefügt hat, ich bedachte nicht, daß es das Eure sey, der Jäger, wisset Ihr ja, ist Beutelustig, darum verzeiht und habt die Güte, mir' Euern Gefangenen, meinen Falken zurück zu geben.“

„Lügt nicht!“ sprach Adelsflame gebieterisch, „Ihr wußtet, wenn das Reh gehörte, Ihr wart gewarnt. Mein Reh hab' ich zur rechten Zeit gerettet, der Falke aber bleibt mein eigen, Ihr lösetet ihn denn.“

„Lösen soll ich ihn, fordert was Ihr wollt, eine ganze Herrschaft für diesen Falken!“ rief leidenschaftlich der Graf, „ja Alles, Alles sey Euch gewährt.“

„Auch Euer Weib, auch Euer gehofftes Kind?“

„Fürchterliche Spötterin!“

„Seht, Alles gebt Ihr doch nicht hin — nun ich begehre nur eine Locke von Euerm Haupte.“

Rasch trennte der Graf mit seinem Jagdmesser eine seiner schönen blonden Locken von seinem Haupte und reichte sie knieend der Schönen dar.

Sie nahm sie lächelnd, gab ihm den Falken zurück und reichte ihm die Hand. Der Graf preßte sie ungestüm an seine Lippen und sie verschwand

Sieben und zwanzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Als der Graf nach Hause kam, war es Mittag, Alle harrten, zur Abreise bereit, seiner, auch seine Gemahlin hatte schon ihren Zelter bestiegen. Er lobte diese Pünktlichkeit und der Zug setzte sich in Bewegung. Der Graf, den Falken auf der Faust, ritt neben seiner Gemahlin und bewies ihr die zärtlichste Aufmerksamkeit. Spät in der Nacht erreichten sie das Schloß, in dessen schönste Gemächer Eduard seine Anna einführte.

Erst nach Mitternacht begab sich der Graf in sein Gemach, er empfand auf seinem Haupte an der Stelle, wo die Locke fehlte, ein sonderbares, nicht schmerzhaftes Brennen. Er legte sich zur Ruhe, das Brennen dauerte fort, natürlich dachte er an Adelstane, bis er einschlummerte. Doch auch dem Schlafenden erschien sie im Traume, schöner noch, als im Wachen, er sah sich mit ihr unter den drei Eichen, ruhte von ihrem Arm umschlungen auf dem grünen Rasen, neben ihr spielte das Reh, während sein Falke hoch in die Lüfte stieg.

Wie er erwachte und sich in seinem Zimmer sah, ward er unmutig, glühende Sehnsucht nach Verwirklichung dieses Traumes zog in sein Herz, es drängte ihn hinaus in das Freie zu eilen. Ohne seiner Gemahlin den Morgengruß zu sagen, schwang er sich auf sein, im Fluge vom Stallmeister gesatteltes Roß und sprengte

fort, seinem Stammschlosse zu, hin in den Wald zu den drei Eichen.

Dort band er sein Pferd an einen Baum und rief mit innigem Gefühl: „Adelstane, o Adelstane!“

Sie stand vor ihm, reizend, überirdisch, ach und so irdisch schön!

„Was begehrt Du von mir? warum rufft Du mich?“ fragte Adelstane mit Hoheit.

„Warum ich Dich rufe, Adelstane? Um Dir zu sagen, daß ich Dich liebe, um Dich anzuflehen, liebe mich, wie ich Dich liebe, glühend, unendlich!“

„Und willst Du mein seyn, ganz mein, treu und wahr und Anna nie mehr in Liebe begrüßen?“

„Wie, ich soll meine Gemahlin, die Mutter meines Kindes verstoßen?“

„Ihr bleibe Dein Name, Deine Besitzungen, der Wahn, daß Du ihr treu seyst, nichts störe ihr Glück, so lange sie es nicht wagt, mich zu beleidigen — noch hast Du die Wahl, sie oder mich.“

Einen Augenblick schwebte Annen's holdes Bild an ihm vorüber, aber nur einen Augenblick, dann traf ihn ein Blitz aus Adelstanes's Augen. „Dich, Dich!“ rief er aus und drückte die Herrliche fest an sein Herz.

Mühsam verbarg Eduard seiner Gemahlin die Veränderung seines Innern, den größten Theil seiner Zeit brachte er im Walde zu und Ralph durfte ihn nicht mehr begleiten.

Dieser ahnte, warum der Graf seine Gesellschaft

nicht mehr wünsche und mit stiller Trauer blickte er oft heimlich auf die Gräfin, welche sich über die stete Abwesenheit ihres Gemahles härmte. Wohl sprach er freundlich wie ehemals mit ihr, er vermehrte ihre Dienerschaft, beschenkte sie reich und trug alle nur erdenkliche Sorgfalt für sie und den zu erwartenden Erben; aber nie mehr küßte er ihre Hand, nie mehr berührten seine Lippen die ihrigen.

Um Mitternacht kam er einst in das Schloß, da scholl die frohe Kunde ihm entgegen, daß nach vielen Leiden die Gräfin einen Sohn geboren habe.

Er war entzückt und eilte in das Zimmer der Wöchnerin. Mit Freudenthränen küßte er sein Kind und ging dann zu seiner Gemahlin, die ihm matt die Hand entgegen streckte.

Er küßte und umarmte seine Gemahlin und nannte sie mit den süßesten Namen, da fühlte er am Haupte das sonderbare Brennen und ihm vernehmlich flüsterte eine wohlbekannte Stimme im warnenden Tone: „Eduard!“

Der Graf erschrak und verließ das Zimmer. Den andern Morgen ritt er zu den Eichen, Adelftane ließ sich nicht blicken, vergebens rief er ihren Namen und beschwor sie zu kommen.

Mehrere Wochen — in denen er nur selten Annen's Gemach betreten hatte — verstrichen, Adelftane blieb unsichtbar, und der Lieblingsfalk war krank.

Eduard glaubte schon, sie zürne ihn und wolle ihn nie mehr sehen, er fing an, wieder zärtlicher gegen

Anna zu werden, da erschien sie ihm eines Tages, freundlich aber traurig. Er beugte das Knie vor ihr, sein Blick flehte um Vergebung, sie sprach ernst: „Eduard, Ihr habt Euern Eid nicht immer im Gedächtniß, brecht Ihr ihn noch einmal! seht Ihr mich nie wieder, hütet Euch — ich liebe, und Ihr wißt, wer glühend liebt, kann auch glühend hassen!“

Sie ward hierauf freundlich, wie immer und schien vergessen zu haben, daß sie ihm gezürnt.

Von diesem Tage an liebte der Graf die schöne Zauberin noch wärmer, erschien er noch öfterer unter den drei Eichen. Die Gräfin härmte sich ab, sie weinte, wenn ihr Blick auf ihr holdes Knäblein fiel, dem sein Vater so selten einen Blick schenkte, sie suchte den Grund von ihres Gemahles Untreue in ihrem Betragen und fragte ihn liebevoll: ob sie ihm Ursache zum Unmuth gegeben, sie bat ihn, sie auf ihre Fehler aufmerksam zu machen.

Gerührt sagte der Graf, daß sie nie anders, als treu und liebenswerth ihm erschienen sey, aber er blieb dennoch kalt und entfernte sich täglich von ihr und seinem Sohne.

Ueber ein Jahr war der trauernden Gräfin vergangen, der kleine Eduard fing schon an, den Namen Vater auszusprechen, ohne seinen Vater öfter als bisher zu sehen.

Annen's Bruder, der Herr von Wildeck, kam seine Verwandten zu besuchen und fand die Schwester bleich,

ein Bild des Kummers, den Grafen zerstreut, manchmal ausgelassen lustig, oft niedergeschlagen und mürrisch.

Einst, als Wildeck sich allein mit seiner Schwester befand, fragte er so herzlich nach der Ursache ihres Kummers, daß sie ihm gestand, was sie quäle, ohne jedoch ihren Gemahl, den sie noch immer liebte, zu tadeln.

Ihr Bruder hörte sie theilnehmend an und sprach: „wohl hast Du Recht, Deinen Gemahl nicht zu verdammen; nicht Untreue und gewöhnliche Flatterhaftigkeit beflecken sein Herz, Zauberei ist im Spiele, Adelstane hat ihn an sich gezogen. Er beschrieb hierauf Adelstanen, ihren Aufenthalt, ihren Reiz und Hang, Männer an sich zu ziehen, doch was sich mit Ralph's Vater begeben, verschwieg er seiner Schwester aus Schonung. Er rieth ihr, mit ihrem Beichtiger zu sprechen und durch inbrünstiges Gebet, durch eine Wallfahrt dem Gemahl von der Hexe loszureißen.

Anna hörte nicht mehr auf ihn, in ihr lebte nur der Gedanke: „mein Gemahl liebt eine Andre, ist in den Banden einer Zauberin, ich sein Weib, mein Kind, sein Sohn, werden um ihretwillen verlassen.

Mancherlei Entschlüsse durchkreuzten ihr Inneres, endlich stand sie entschieden auf und verließ das Gemach.

Acht und zwanzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen-Sage).

Einige Stunden nach der Unterredung mit dem Herrn von Wildeck, ließ die Gräfin Ralph zu sich bescheiden. Er fand sie im Jagdkleide, ernst, kummervoll aber mit Mienen, welche Entschlossenheit verkündeten.

„Ich weiß,“ redete sie den Ralph an, „daß Ihr mir ergeben und meinem Gemahle mehr Freund als Diener seyd, ich weiß auch, daß Ihr den Sohn Eures Grafen liebt, deßhalb wende ich mich an Euch. Mein Zelter steht bereit, schwingt Euch sogleich auf ein Roß und begleitet mich.“

Niemals hatte Ralph die Gräfin so bestimmt, so gebietend gesehen. Keinen Widerspruch wagend erfüllte er ihren Befehl und in einer Viertelstunde ritt er an ihrer Seite den Schloßberg hinab. Die Gräfin gab ihrem Pferde die Sporen und schlug den Weg nach dem Stammschlosse ihres Gemahls ein, sie sprach kein Wort und trieb ihr Pferd immerfort zur größten Eile an.

Als sie sich am Saume des verhängnißvollen Waldes befanden, sprach sie ruhig: nun Ralph, zeigt mir jetzt den Weg zu den drei seltsam verschlungenen Eichen.“

„Was begehrt Ihr!“ rief Ralph erschrocken.
„Zögert nicht!“

„O edle Frau!“ sprach Ralph leidenschaftlich bewegt: „wollt Ihr Euch nur einen Schimmer von Glück noch bewahren, so dringt nicht in mich, ich bitte, ich beschwöre Euch, kehret um!“

„Ich will zu den Eichen!“ sagte Anna fest und als Ralph aufs Neue Einwendungen machen wollte, rief sie leidenschaftlich aber bestimmt: „so ihr mich nicht augenblicklich zu den Eichen geleitet, so stürze ich mich von diesem Abhange auf dem mein Ross steht, hinab.“

Ralph zögerte, eine Bewegung der Gräfin, welche ihre Drohung wahr zu machen schien, zwang ihn ihren Willen zu erfüllen:

„Wohlan ich gehorche Euch, vielleicht waltet Euer Schutzheiliger,“ sprach Ralph „Gott möge es geben, daß ich späterhin nicht wünsche: ich möchte Euch lieber zerschmettert als unter den drei Eichen gesehen haben.“

Finster mit gesenktem Haupte ritt er vor ihr her, immer tiefer in den Wald auf ihr unbekannten Pfaden. Endlich hielt er sein Ross an und sprach, jetzt müssen wir einige hundert Schritte gehen, von hier aus wird es den Rossen zu mühsam sich durch das Dickicht zu winden.

Er half der Gräfin vom Pferde und band die Rosse an einen Baum, nun schritt er vor ihr her, als die Eichen sich ihren Blicken zeigten, seufzte er tief.

„Erwartet mich hier!“ gebot die Gräfin und ging mit raschen Schritten auf die Eichen zu.

Unter den Bäumen auf einem Moosfusse saßen

Adelstane und Graf Edward Hand in Hand im traulichen Gespräch. Eine Minute betrachtete Anna mit dem Ausdrucke des tiefsten Seelenschmerzes das Paar, dann trat sie hinter dem bergenden Laube hervor und sagte milde: „Eduard!“

Aufgeschreckt blickte der Graf empor „Anna, mein Weib!“ schrie er und verhüllte sein erbleichendes Antlitz.

„Eduard mein Gemahl,“ fuhr die Gräfin mit himmlischer Güte fort „warum verbergt Ihr Euch vor mir. Ich bin nicht gekommen Euch zu richten, willenlos hat ein böser Zauber Euch von mir entfernt, wie könnte ich Euch zürnen? Ich bin nur gekommen Euch mir wieder zu gewinnen, den Gemahl, den Vater meines Sohnes will ich wieder haben; hört mich, ketet mit mir vereint zu Gott, daß er Euch den rechten Weg wieder finden lasse!“

„Anna, mildest, treues Weib!“ rief der Graf — „o schon längst quälten mich Reue, Sehnsucht nach meinem Kinde, nach dem einfachen Glücke, aber mein Eid bindet mich an Adelstane, an sie die ich meiden will und noch liebe, nicht wie Dich Anna, o nicht wie Dich!“

„Ist der Eid den Du mir am Altare schwurst nicht heiliger? hebt ein zweiter Eid den ersten auf? und sich zu der vor Buth stummen Adelstane wendend, fuhr sie fort: „Adelstane seyd so edel als ihr schön seyd, gebt ihm seinen Schwur zurück, zeigt Euch ihm nie mehr.“

„Er hat sich mir zu eigen gegeben und bleibt es

fern von Euch und Euerm Sohne!“ sprach Adelstane kalt.

Anna zog ein Kruzifix hervor und, es ihr vorhaltend, rief sie „wenn Ihr keine Ungläubige, keine Here seyd, so laßt Euch beschwören bei diesem Bilde — ha Ihr wendet Euch ab? Ich bin vor Gott Eduards Weib und weiche nicht vor der Buhlerin, Eduard ist mein Gemahl, mein und Ihr sollt ihn mir nicht entreißen!“

Adelstane schlug ein lautes Gelächter aus, der Falke und das Reh mit ihr. Spöttisch wendete sie sich zu Eduard und sprach: „Ihr seyd weder kalt noch warm, könnt weder lieben noch hassen, wollet mich besitzen und auch Anna nicht aufgeben — so führt denn ein Leben Euerm Charakter gleich. Alle Zeit, die Ihr jetzt bei mir zugebracht habt, sollt Ihr mir widmen, fehlt Ihr nur einmal, stirbt Euer Sohn — und Ihr, meine muthige, troßige Gräfin sollt zu dieser Zeit Euren schattengleichen Gemahl als farblosen Schatten bei Euch sehn.“

Sie verschwand. Eduard stürzte fort, tiefer in den Wald, seine Beschämung zu verbergen. Anna ging zurück zu Ralph, welcher sie bekümmert erwartete.

Er wagte nicht, sie zu fragen, was sich unter den drei Eichen begeben, stumm bestieg sie ihr Roß, langsam ritten sie dem Bohnschlosse zu.

Neun und zwanzigste Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Um Mitternacht als die Gräfin allein in ihrem Zimmer wachte, trat der Graf ein. Sie ging ihm einige Schritte entgegen und reichte ihm die Hand.

Nach einer langen Pause sprach er „hast Du Adelsstanens Drohung gehört?

Anna nickte stumm mit dem Kopfe.

„Sie ist das Weib darnach Wort zu halten! Um des Kindes Leben willen muß ich zur bestimmten Zeit bei Adelsstanen verweilen. Leider ist es die längste Zeit des Tages, die andre Zeit widme ich Dir mit voller Liebe, Dir und unserm Sohne.“

Sie sprachen noch Vieles zusammen; als der Morgen graute, sprang der Graf auf. Eilend befahl er sein Roß zu satteln, er mußte zu Adelsstanen, es galt das Leben seines Kindes. Im Fluge sprengte er fort.

Als einige Stunden verstrichen waren, dachte die Gräfin mit Seufzen, jetzt wird Eduard bei Adelsstanen seyn, und in demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre und der farblose Schatten des Grafen schwebte herein. Er neigte sich zu ihr und zu dem Kinde, welches vor Furcht laut aufschrie; er nahm bei Tafel die Stelle des Grafen ein, so daß die Gräfin und Wildeck von Grausen beschlichen den Tisch verließen. So waltete der Schatten bis der Graf Adelsstanen verließ.

Mit Furcht blickte die Gräfin ihrem Gemahl nach so oft er sich entfernte und doch mußte sie ihn selbst an seine Entfernung mahnen, denn das Leben ihres Kindes war gefährdet — mit Entsetzen sah sie den Schatten.

So entschwand ein Jahr, weder Gebete noch Weihwasser bannten den Schatten. Eines Tages hielt Eduards kindisches Geplauder den Grafen länger als gewöhnlich fest, in Todesangst trieb ihn die Gräfin fort. Nach zwei Stunden stieß der Kleine einen lauten Schrei aus und starb.

Nur einige Minuten zu spät war der Graf gekommen, Adelftanens Hohngelächter hatte ihn empfangen, aber er hatte die bestimmte Zeit bei ihr ausgeharrt.

Wie er nach Hause kam wehte eine schwarze Fahne vom Schloßthurme, mit der Leiche des Kindes kam ihm die tiefgebeugte Anna entgegen.

Dies ertrug der Graf nicht, er stürzte sich vom Schloßthurme herab. Mit ihm starb sein Stamm aus.

Die Gräfin ging in das Kloster, die geweihten Mauern überschritt der Schatten nicht, aber im Schlosse erscheint er noch zu Zeiten und Mancher, welcher darin übernachtete, hat ihn erblickt.

Dreißigste Nacht.

Der Regen floß in Strömen herab und schlug vom Winde getrieben prasselnd an die Fenster des Schlosses Runsfitten, in dessen Speisesaale sich wie gewöhnlich der kleine Kreis um den Freiherrn gesammelt hatte.

„Wissen Sie,“ hob der Professor an, indem er sich zu Franz wendete „daß ich heute Nacht eine wahre arme Sün-derangst ausgestanden habe? So arg hat mir die Furcht zugesetzt.

Alle lachten und Alma sagte lächelnd mit Pathos „wie ein Professor der Aesthetik und Philosophie furchtsam? Wohl gar von Gespensterfurcht beherrscht?“

„Auch der stärkste, mein gnädiges Fräulein, hat seine Schwächen und es giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als unsere Philosophie sich träumen läßt. Mir träumte: daß ich mich, geblendet von der schönen Hexe Adelftane, ihr mit Wort und Schwur verlobt hatte, daß ich endlich aber doch, wie es zuweilen Männern und gar großen Helden begegnet ist, eine Andre mehr liebte und mich mit dieser vermählte.

Als ich nun mit ihr vor dem Altar stand und ihr die Hand reichen will, sah ich langsam meinen eigenen farblosen Schatten neben der Braut und meine Person wie durch Zauberei in das Schiff der Kirche, zwanzig Schritte vom Altar, versetzt. In der Kirche war es dämmerig, denn draußen war Nacht und nur zwei Kerzen erhellten die hohe im gothi-schen Styl erbaute Kirche. Meinen Schatten sah ich mit

der lebensfrischen Braut vom Altar kommen, meinen Schatten überall — mir schauderte. Wie ich erwachte, stand der kalte Schweiß mir auf der Stirn, mein Blick fiel auf den Spiegel, matt vom Monde beleuchtet starrte aus ihm mein Antlitz mich an, ich meinte: es sey mein Schatten und verkroch mich, bis zum Morgen unter die Bettdecke."

„Woher kommt nun, selbst dem Verständigsten bisweilen so eine unbefiegbare Furcht?“ fragte Alma „ja ich habe bemerkt, daß oft die Geistreichsten ganz in Aberglauben verstrickt sind."

„Wer könnte diese Frage genügend beantworten,“ versetzte Franz, „die Fragen: woher kommt diese Furcht, woher kommt die Liebe die uns, selbst wenn wir gehaßt werden, bleibt, woher kommt die Hoffnung selbst im tiefsten langem Elende, ach und viele andre Fragen mehr sind und bleiben Räthselfragen, deren Lösung uns vielleicht Jenseits wird."

„Die Sage,“ bemerkte der Caplan hat mich sehr angesprochen, „der Schatten harmonirt mit Schottlands Nebeln, überhaupt hat wohl diese Insel noch viele Sagen, die wir Deutschen nicht kennen, ja in dem Munde des Volkes mag Manches leben, was die Gelehrten von ihren Landsleuten nicht hörten, weil sie sich zu wenig mit dem Volke befreunden."

„Die Sage ist allerdings recht schön!“ nahm Eduard das Wort, „aber unbegreiflich scheint es mir, daß Eduard Adelskane nicht auf der Stelle durchbohrte als sie ihn hohnlachend empfing, er hat ja vom Jäger Ralph gehört, daß sie dann stirbt, wenn die Hand eines Mannes, der sie früher liebte, den Stahl auf ihre Brust setzt."

„Das erzählte Ralph,“ wandte Franz ein, „aber ist es darum erwiesen, daß sie eine Sterbliche ist? Graf Eduard mußte sie doch genauer kennen und das Eigenthümliche der Sagen ist: die Leute handeln oft ganz zu ihrem Schaden, aber eine geheimnißvolle Macht zwingt sie, so und nicht anders zu handeln, zur Strafe für ihre Schwäche. Manches erzählt die Sage von den Personen, was wir in der Novelle als unmotivirt tadeln würden, während wir es eben in der Sage nicht anders wollen.“

„Eins beding ich mir aus,“ sprach die Greifrau, „daß heute keine so grauenhafte Sage erzählt wird, damit unser werther Professor eine ruhige Nacht haben kann.“

Der Professor lachte mit den Uebrigen und Eduard begann:

Das Urtheil des Schemjaka.

Auf einigen Grundstücken lebten zwei Brüder, der eine war reich der andre war arm. Da kam der arme Bruder zu dem reichen, um ihn um ein Pferd zu bitten, damit er Holz aus dem Walde holen könnte. Der reiche gab ihm das Pferd und der arme fing nun auch an, um ein Kummel zu bitten; der reiche aber zürnte auf den Bruder und gab ihm kein Kummel. Der arme Bruder aber kam auf den Gedanken, den Schlitten dem Pferde an den Schweif zu binden, und so fuhr er in den Wald nach Holz und lud ein so großes Fuder, als das Pferd nur zu ziehen Kraft hatte. Als

er an sein Haus kam, machte er den Thorweg auf, und vergaß, das vorgelegte Bret *) wegzunehmen und das Pferd stürzte über das Bret und riß sich den Schwanz aus. Der arme Bauer brachte zu dem reichen das Pferd ohne Schweif und als der reiche Bruder das Pferd ohne Schweif sah, nahm er es nicht an und ging zu dem Richter Schemjaka um den armen zu verklagen. Der arme sah, daß er unglücklich werden sollte, und daß man nach ihm schicken würde, und der arme merkte schon lange, daß er nichts zu geben habe, und folgte seinem Bruder auf dem Fuße nach.

Da kamen die beiden Brüder zu einem reichen Bauer zum Nachtlager, und der Bauer fing an, mit dem reichen Bruder zu essen, zu trinken und sich zu belustigen, und sie ladeten den armen nicht zu sich ein. Der arme lag auf der Ofenbank, blickte dann und wann auf sie, und fiel plötzlich von der Ofenbank und zerdrückte ein Kind in der Wiege. Und der Bauer ging zu dem Richter Schemjaka, den armen zu verklagen.

Es traf sich, daß auf dem Wege zur Stadt der reiche

*) Die Thürflügel bei den Einfahrten in Rußland reichen nicht bis auf den Boden, sondern lassen unterhalb einen leeren Raum von einer Viertel- bis halben Elle, damit sie sich im Winter, wenn viel Schnee gefallen ist, bequemer öffnen und schließen lassen. Diesen leeren Raum selbst versperrt man durch ein quer vorgelegtes Bret, welches an den Seitenpfosten des Thorweges befestigt wird und nach dem Bedürfniß höher oder tiefer gestellt werden kann.

Bruder mit dem Bauer und den armen, der ihnen folgte, über eine Brücke gehen mußte, und der arme, der mit ihnen ging, dachte, daß er vor den Richter Schemjaka nicht lebendig wegkommen würde und stürzte sich von der Brücke um sich zu tödten; aber unter der Brücke fuhr ein Sohn seinen kranken Vater in die Badstube, und er fiel gerade auf ihn in den Schlitten und zerdrückte den alten Mann. Der Sohn ging klagen, daß er seinen Vater getödtet habe.

Der reiche Bruder kam zu dem Richter Schemjaka, um gegen seinen Bruder zu klagen, daß er seinem Pferde den Schweif ausgerissen habe. Und der arme nahm einen Stein und band ihn in ein Tuch, und ließ ihn sehen, hinter dem Bruder stehend, in der Absicht, den Richter zu erschlagen, wenn er nicht für ihn entscheiden würde. Der Richter bedachte, daß er hundert Rubel erhalten könne, und befahl dem Reichen, er solle dem Armen das Pferd zurückgeben, bis ihm der Schweif wieder gewachsen sey.

Dann kam der Bauer und klagte wegen Ermordung seines Kindes und fing an zu bitten. Der Arme aber nahm denselben Stein heraus und zeigte ihn dem Richter, hinter dem Bauer stehend. Der Richter dachte, daß er ihm noch hundert Rubel für den zweiten Prozeß geben würde und befahl dem Bauer, dem Armen seine Frau zu geben, bis er ihm wieder ein Kind erzeugt hätte. „Und Du wirst dann die Frau mit dem Kinde zurücknehmen.“

Da kam der Sohn und klagte, daß der Arme seinen Vater todt gedrückt habe, und überreichte eine Klageschrift gegen den Armen. Und der Arme nahm denselben Stein heraus und zeigte ihn dem Richter. Der Richter glaubte, daß er ihm für diesen Prozeß noch hundert Rubel geben würde. Da befahl er dem Sohn, sich auf die Brücke zu stellen und dem Armen, unter dieselbe, und der Sohn sollte eben so auf den Armen herunterspringen und ihn zerdrücken.

Da kam der arme Bruder zu dem reichen, um von ihm nach dem Befehle des Richters das Pferd ohne Schweif zu holen, und so lange zu behalten, bis der Schweif wieder gewachsen sey. Der Reiche wollte nicht gern das Pferd abgeben, und deswegen schenkte er ihm fünf Rubel Geld, drei Tschetwert Getreide und eine milchende Ziege, und versöhnte sich mit ihm auf ewig.

Da kam der arme Bruder zu dem Bauer, und fing an, nach richterlichem Befehl seine Frau zu verlangen, um mit ihr ein solches Kind zu zeugen. Der Bauer aber fing an, sich mit ihm zu versöhnen und gab dem Armen funfzig Rubel, eine Kuh mit einem Kalbe, eine Stute mit einem Füllen, vier Tschetwert Getreide und versöhnte sich mit ihm auf ewig.

Da kam der Arme zu dem Sohn. „Du mußt Dich nach dem richterlichen Ausspruch auf die Brücke stellen, und ich mich unter die Brücke, und Du mußt Dich auf mich stürzen und mich zerdrücken.“ Da dachte der Sohn bei sich: „Wie soll ich mich von der Brücke

stürzen, ihn werde ich vielleicht nicht zerdrücken, aber mich zerschlagen.“ Und er suchte sich mit dem Armen zu versöhnen, und gab ihm zwei hundert Rubel, ein Pferd und fünf Tschetwert Getreide.

Aber der Richter Schemjaka schickte seinen Diener zu dem Armen, um dreihundert Rubel zu verlangen. Der Arme aber zeigte ihm den Stein und sprach: „Wenn der Richter nicht für mich entschieden hätte, so würde ich ihn getödtet haben.“ — Der Diener kam zu dem Richter und sagte von dem Armen, wenn er nicht für ihn entschieden hätte, so würde er ihn mit dem Steine getödtet haben. Der Richter fing an sich zu bekreuzen und sprach:

„Gott sei Dank, daß ich zu seinem Besten entschieden habe.“

Die Männer lachten nach Beendigung dieses Märchleins, die Damen schwiegen. „Wenn dieses Märlein nicht eini-
ges Anstößige enthielte, so —“

„Halt, Herr Professor,“ fiel der Caplan diesem in das Wort, „wer wird in einem so allerliebsten, drolligen, höchst nationellen Märlein etwas Anstößiges finden! Spielte es in einem cultivirteren Lande, als Rußland damals war, so würde das Ganze nicht so treuherzig erzählt seyn und etwas anstößig klingen, aber diese Naivität hat, wenigstens für mich, durchaus nichts Verlegendes.“

„Und unser gütiger Wirth hat herzlich gelacht,“ sprach Franz, vergnügt über des Freiherrn guten Humor.

„Sie sollen dafür, werther Rüttner, morgen Nacht wieder eine Sage hören, welche Sie vielleicht wieder unter die Bettdecke treibt.“

„Gewiß nicht,“ rief dieser aus, „ich habe nun meine schwache Stunde gehabt und bin wieder ein starker Geist, wie vorher.“

Ein und dreißigste Nacht.

Siemlich trübe aussehend kam der Professor diesen Abend zu seinen Freunden. Er wurde gefragt: ob ihm schon die Furcht vor der grausigen Geschichte, welche der Caplan in Vorrath habe, so verstimme und manches Scherzwort flog auf leichten Schwingen im Kreise umher.

„Ach ja, die Furcht ist es, welche mich bewegt, die Furcht, wie ich ohne schmerzliche Sehnsucht nach diesem freundlichen Kreise in der Heimath leben soll, nach welcher mich ein eben erhaltener Brief dringend bescheidet.“

„Wie, Sie wollen uns verlassen?“ fragte wohlwollend der Freiherr — „ich hoffte Sie noch lange hier zu sehen.“

„Ich erkenne die Güte, welche sich in diesen Worten ausspricht,“ versetzte Rüttner, „aber für immer könnte ich ja doch nicht hier verweilen und je länger ich bliebe, desto schwerer fiel mir das Scheiden. Auch peinigt es mich, nachdem ich weiß, daß ich fort muß, noch länger an einem

liebgewordenen Orte zu verweilen, darum will ich morgen in aller Frühe das Schloß verlassen."

Niemand machte Versuche, ihn noch einige Tage halten zu wollen. Jeder theilte sein Gefühl, er mußte nur versprechen, wenn es seine Zeit jemals erlaube, wieder nach Schloß Runsfitten zu kommen und fleißig zu schreiben. Auch um Mittheilung seiner in der Ferne niedergeschriebenen Märchen und Sagen wurde er gebeten, was er freudig zugestand, und um so eher, da er — wie er bemerkte — zu den schönsten seiner Sagen die Stoffe in der Bibliothek des Freiherrn gefunden habe.

„Und nun," rief er aus, „lassen Sie uns nicht mehr vom Abschiede sprechen, ich gehe, ohne Ihnen Lebewohl und Dank zu sagen, meine Dankbarkeit geht in meinem Herzen auch mit meiner Person fort."

Alle hatten den Professor lieb gewonnen und sahen ihn ungern gehen; um die trübe Stimmung, die sich Aller bemerkt hatte, zu verschuchen, begann der Caplan zu erzählen:

Das R o c k e n w e i b c h e n.

Dem Schloß Eberstein, im Murgthale, lehrt ein hoher Fels den Rücken zu, und heißt darum, nach alter Sprachweise, der Rockenfels. In einer unterirdischen Kammer des Felsens wohnte einst ein Bergweiblein, zwar nicht jung und nicht schön, aber gar freundlich und dienstfertig über die Maßen. Sie kam oft des Abends in die Spinnstuben der umwohnenden Landleute

und erzählte dem jungen Volke seltsame Mährchen; und wo sie war, wurden die Spulen noch eins so bald voll, und der Faden wurde noch eins so fein und gleich.

Damals lebte auf Eberstein ein Burgvogt, ein gar harter Mann, der zwang die Mägde im Frauenhaus Tag und Nacht zur Arbeit, und gönnte ihnen weder Ruhe noch einen Bissen Brotes. Unter den Mägden war eine schmuße, junge Dirne, Klara mit Namen; auf die hatte der Schloßgärtner seine Neigung geworfen, und sie liebte ihn gleichfalls. Weil sie aber eine Eigene war, durfte sie sich ohne des Vogtes Einwilligung nicht verheirathen, und dieser wußte jedesmal, wenn ihn die jungen Leute mit Bitten bestürmten, eine Ausrede, um die Sache zu verzögern. Einst, als die Dirne recht flehentlich in ihn drang, sagte er mit höhnischem Lächeln, indem er die Dirne ans Fenster führte.

„Siehst Du dort drüben das Grab?“

„Ach,“ seufzte Klara, und das Wasser lief ihr über die blühenden Wangen, „ach, es ist ja das Grab meiner Eltern.“

„Die Nesseln gedeihen recht gut auf dem Grabe,“ fuhr der Vogt fort. „Ich habe mir sagen lassen, es lasse sich aus dieser Pflanze ein überaus zarter Faden spinnen, und darum will ich Dir einen Vorschlag thun. Du spinnst mir aus jenen Nesseln ein Stückchen Leinwand, das gerade zu zwei Hemden reicht, aber nicht größer und nicht kleiner. Das eine wird dann Dein Brauthemd, und in dem andern soll man mich begraben!“

Mit diesen Worten ging er, böshaft lichernd, seiner Wege; die arme Dirne aber stand bestürzt da und wußte sich keinen Rath. In der Trauer ihres Herzens ging sie zum Grabe ihrer Eltern und weinte und betete, daß es einen Stein hätte erweichen mögen. Da trat das Bergweiblein zu ihr und fragte um die Ursache ihres Grams. Klara erzählte, was zwischen ihr und dem Bogte vorgefallen war. Das Gesicht des Bergweibleins verfinsterte sich; „sey getrost,“ sagte es zu der Dirne, „Dir soll geholfen werden.“ Nach diesen Worten riß es die Nesseln auf dem Grabe aus und trug sie hin über den Berg.

Kurze Zeit nachher jagte der Bogt in dem Forst über der Murg und kam auch auf den Rockenfels, wo eben das Bergweiblein am Eingang seiner Höhle saß und die Spindel recht wacker schnellte. „Du spinnst Dir wohl ein Brauthemd, Alte?“ sagte der Bogt.

„Ein Brauthemd und ein Todtenhemd, zu dienen, Hert Bogt,“ versetzte das Mütterchen.

„Du hast da einen schönen Flachß! den hast Du mir gewiß gestohlen?“

„Mit nichts,“ versetzte das Bergweiblein, „er ist drüben auf dem Grabe des ehrlichen Gottfrieds gewachsen.“

Diese Worte stachen dem Bogt ins Gewissen. Mangelnd kehrte er nach Eberstein zurück und kämpfte mit sich selbst, ob er das Jawort zu Klaren's Verbindung geben sollte oder nicht. Einige Tage vergingen und er konnte zu keinem Entschluß kommen. Gegen

Abend, als er eben beim vollen Becher im Gemach saß, kam Klara und trug in der Hand zwei zierliche Hemden.

„Herr Vogt,“ sagte sie, „was Ihr verlangt habt, ist geschehen. Hier sind zwei Hemden aus den Messeln am Grabe meines Vaters, das eine für Euch und das andre für mich.“

„So will ich auch Wort halten,“ antwortete der Vogt, „morgen soll Deine Hochzeit seyn.“ Er sprach dieß mit Lachen, aber in seinem Herzen war ein Bangen und vor seinen Augen war es dunkel. Es war, als trieb ihn eine unsichtbare Hand und so gab er Befehl zur Trauung des Gärtners mit Klara und versprach, sie in die Kirche zu begleiten. Aber am nächsten Morgen war er dem Tode nah, und als Klara und ihr Bräutigam den Segen des Priesters empfangen hatten und aus der Kirche zurückgingen, da lautete die Todtenglocke für den Burgvogt.

Zwei und dreißigste Nacht.

„Ich habe dem Professor versprochen müssen, ihm auch von dem Gemüthszustande des Freiherrn Nachricht zu geben,“ sagte Franz zu Eduard, als er sich noch allein mit ihm in der Saale befand, „aber in Wahrheit, wenn unser Wirth so

ruhig, und wenn auch still, doch freundlich wie bisher bleibt, ist, Gott geb' es, seine gänzliche Herstellung nahe und wir erfahren nie, was der Grund seiner Jahre langen Schwermuth war."

"Du meinst, die Heilung sey nahe," antwortete Eduard, "ich glaube es nicht. Schon oft sah ich Tiefsinnige auf kurze Zeit heiter, um dann nur noch tiefer in ihr altes Uebel zu versinken. Es ist wahr, der Freiherr unterläßt jetzt seine nächtlichen Wanderungen, er hört uns zu — oft nur scheinbar — aber sein Blick ist noch eben so irre und sein, wenn auch wohlwollendes Benehmen, doch sonderbar, warum z. B. läßt er sich nie am Tage sehen, warum muß, sobald die Dämmerung einbricht, Alma zu ihm kommen und nicht von seiner Seite weichen, als glaube er, die Nähe dieses unschuldigen Wesens müsse auch von seinem Haupte das Unglück, oder die Rache, die er vielleicht fürchtet, ablenken."

"Ja, Alma ist ein reiner Engel!" rief Franz feurig aus.

Eduard schwieg, er sah Franz an, als wolle er ihm etwas vertrauen, dann wandte er sich ab, und verließ, sichtbar ergriffen, das Gemach.

Erst nach zwei Stunden kam er wieder, er nahm an der Unterhaltung wenig Theil und als man ihn aufforderte, eine Sage mitzutheilen, ersuchte er Franz, statt seiner zu erzählen, welcher begann:

Peter von Staufenberg.

Peter Dirminger, der auf seiner Burg Staufen in der Ortenau wohnte, und auch Herr von Staufen hieß, kehrte einstmalß von der Jagd heim. Es war schon um die Abenddämmerung, als er gegen das Dorf Rußbach kam, und da er müde und durstig war, ging er zu einem Brunnen, der seitwärts vom Wege stand und von alten Eichen beschattet wurde. An der Quelle saß eine schöne Jungfrau im weißen Gewande, die seinen Gruß sitzsam erwiderte und ihn beim Namen nannte. Der Ritter war verwundert und fragte, wer sie sey und woher sie ihn kenne. „Ich wohne ganz nahe,“ antwortete sie, „und habe Euch manchmal gesehen, wenn Ihr mit Euern Jägern hier an der Quelle einen Trunk schöpftet, und da hört' ich denn auch von Euern Begleitern Euern Namen.“

Der Ritter von Staufen, der noch jung und unverheirathet war, fand Wohlgefallen an der schönen Jungfrau und ihrem flugen Gespräche, und die Liebe bemeisterte sich seines Herzens.

Die folgenden Tage um dieselbe Stunde ging er jedesmal zu dem Brunnen, aber die Unbekannte ließ sich nicht sehen. Am Abend des vierten Tages, als er fast schwermüthig an dieser Stelle saß, und sich mit dem Rücken an eine Eiche lehnte, vernahm er einen ungemein lieblichen Gesang, der aus dem Brunnen zu kommen schien. Er stand auf und sah sich sorgfältig

nach allen Seiten um, konnte aber Niemand entdecken, und auch die Stimme schwieg. Eben wollte er seinen Platz unter der Eiche wieder einnehmen, in Erwartung, die unsichtbare Sängerin werde sich noch einmal hören lassen, da sah er die Jungfrau auf dem Stein sitzen, auf welchem er zuvor gefessen hatte. Sie schien trübseligen Muthes, denn auf alle seine Fragen gab sie ihm keinen rechten Bescheid, sondern antwortete jedesmal mit einem Scherz, wodurch der Ritter in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Dabei war sie aber so einnehmend, daß er seinem Herzen keine Gewalt mehr thun konnte, sondern ihr seine Liebe gestand. Sie wurde nachdenkend und beschied ihn auf den nächsten Morgen vor Sonnenaufgang an den Brunnen.

Der Ritter fand sich an dem bestimmten Orte ein, als kaum die Sterne zu erblaffen anfangen. Mit dem ersten Morgenlicht trat die Jungfrau aus dem Gebüsch hervor in aller Huld und Schönheit, so daß der Ritter meinte, es stehe ein überirdisches Wesen vor ihm. Um ihre blonden Locken, die vom Thau feucht schienen, hing ein Kranz von blauen Kornblumen und ihre Brust schmückten zwei Rosenknospen. Sie sah den Ritter mit dem hellen, reinen Blicke der Unschuld an, er aber wußte kein Wort hervorzubringen. Endlich ergriff er doch ihre Hand und redete von seiner Liebe. Da bat sie ihn, sich neben sie zu setzen und sagte:

„Ich bin keine von den Töchtern der Menschen, sondern eine Wasserjungfrau, die man auch Mummel-

chen oder Wasserfeien nennt. Wir geben unsere Liebe nicht ohne unsere Hand und unsere Hand nicht ohne unsere Liebe. Aber merkt wohl auf, Herr Ritter! Wenn Ihr Euch mit mir verbindet, so muß Eure Treue rein bleiben, wie diese Quelle, und fest wie der Stahl. Eures Schwertes? Untreue brächte Euch den Tod und mir unendlichen Jammer; denn wie unsere Liebe immer dauert, so auch unser Schmerz.

Der Ritter schwur hoch und theuer, daß es ihm eben so unmöglich sey, ohne sie zu leben, als ihr je untreu zu werden. Die Jungfrau reichte ihm jetzt einen kostbaren Ring dar, und er drückte sie liebevoll an seine Brust und sprach von der anmuthigen Lage seiner Burg und wie sie dort leben wollten in Friede und Freude. Es wurde der Tag verabredet, an welchem er sie heimführen wollte als seine Hausfrau. Der Morgen dieses Tages erschien. Als der Ritter aus seinem Schlafgemach in den Saal trat, erblickte er auf einem Tische drei kunstreich geflochtene Körbchen, das eine mit Gold, das andere mit Silber und das dritte mit Edelsteinen mancher Art angefüllt. Es war die Morgengabe seiner Braut. Diese erschien bald darauf von mehreren Gespielinnen begleitet, und die Trauung sollte vor sich gehen. Die Jungfrau verlangte den Ritter noch vorher allein zu sprechen; sie führte ihn in ein Nebengemach und sagte: Bedenkt noch einmal Herr Ritter, was Ihr thut. Wenn je Euer Herz gegen mich erkaltet und warm wird für eine andere, so seyd Ihr ver-

loren und es wird ein Zeichen geschehen Eures nahen Verderbens. Von mir werdet Ihr nichts mehr zu sehen bekommen, als diesen meinen rechten Fuß.“

Der Ritter fiel ihr um den Hals und wiederholte die Bethenerungen trunkener Liebe. Die Trauung geschah jezt und dieser Tag, so wie viele folgende gingen in Lust und Heiterkeit vorüber. Die junge Frau schien mit jedem Morgen herrlicher aufzublühen und es war noch kein Jahr verflossen, als sie den Ritter mit einem schönen Knaben beschenkte. Bald darauf entzündete sich ein schwerer Krieg im Frankenreiche. Peter von Stausenberg besaß Muth und Ehrbegier und er wollte neben der Liebe auch Ruhm gewinnen. Die Gattin hielt es nicht für ziemlich, ihn von der Waffenbahn zurückzuhalten; doch ließ sie ihn in der Scheidestunde mit schwerem Herzen aus den Armen los und beschwor ihn wohnend, ihrer und des Säuglings an ihrer Brust nicht zu vergessen.

Peter zog nun mit einem Haufen Reifiger über den Rhein und begab sich unter die Fahnen eines fränkischen Herzogs. Schon im ersten Treffen zeigte er die Kraft seines Armes und seine Klugheit auf eine Weise, die ihm die Gunst des Herzogs erwarb: in einer Feldschlacht rettete er diesem das Leben und hatte großen Antheil an dem Siege, der zum schnellen Frieden führte. Der Herzog bewies sich dankbar — er bot dem wackern deutschen Ritter die jüngste und schönste seiner Töchter zur Gattin an. Peter war nicht gleichgültig gegen ihre

Reize und noch weniger gegen die Ehre, mit einem Fürstenhause in Verwandtschaft zu kommen, doch war er auch nicht unredlich genug, seine Verheirathung zu verschweigen. Er erzählte offenherzig, wie alles dabei zugegangen. Der Herzog schüttelte den Kopf und sagte: „Hier habe der böse Geist sein Spiel;“ der Ritter sey mit einem gespenstischen Wesen verbunden, und um seiner Seele willen müßte er sich von einem solchen Bande zu befreien suchen. Der Hofcaplan, der jetzt gerufen wurde, erklärte dasselbe und versicherte, sobald der Ritter den Segen der Kirche und eine christliche Gattin von der Hand des Priesters empfangen, werde der Zauberspuß verschwinden. Peter ließ sich leicht bereben und verlobte sich mit der schönen Fürstentochter. Die Trauung sollte nach vierzehn Tagen statt haben. Den Abend zuvor langte einer seiner Knechte von Stausen bei ihm an, mit der Botschaft, seine Gattin und sein Kind seyen plötzlich von der Burg verschwunden. Peter erkundigte sich nach den Umständen und erfuhr, daß dies am nämlichen Tage und zur nämlichen Stunde geschehen, da er seine neue Verlobung gehalten. Nun wurde er fast noch mehr in dem Glauben an eine gespenstische Täuschung bestärkt und ging des andern Tages mit ziemlich leichtem Herzen zur Trauung, die auf einem Lusthause geschah. Als die Gesellschaft fröhlich bei der Tafel saß, und auch der Ritter guter Dinge war, sah er von ohngefähr nach der Wand des Zimmers, und in diesem Augenblicke kam ein niedlicher

Frauenfuß aus der Wand hervor. Der Ritter rieb sich die Augen, ob er auch recht sehe, doch die Erscheinung blieb eine geraume Zeit.

Da überlief es ihm kalt und warm und große Schweißtropfen hingen an seiner Stirne, denn er gedachte der Warnung, welche ihm die Wasserjungfrau gegeben. Er that sich Gewalt an und leerte eifrig den Becher, um seiner Bangigkeit Herr zu werden, welches ihm in etwas gelang. Gegen Abend brach die Gesellschaft aus dem Lusthause nach dem herzoglichen Schlosse auf — der Weg ging über eine Brücke; aber Peter, der zu Pferde war, ritt durch den sehr seichten Fluß. Kaum befand er sich in dessen Mitte, da kochte und schäumte das Wasser, wie beim Meeressturm, haushoch schlugen die Wellen empor und über dem Haupte des Ritters zusammen; sein Roß fing an zu scheuen und sich zu bäumen — wild warf es seinen Reiter ab und sprang ans Ufer. — Furchtbarer tobte jetzt der Sturm noch einen Augenblick lang — aber plötzlich wurde er ruhig, wie von unsichtbarer Macht gebändigt — das Wasser floss still und klar dahin — der Ritter von Staufen war verschwunden und auch sein Leichnam konnte nicht mehr gefunden werden.

„Recht anmuthig,“ sagte die Freifrau, „aber auch sehr betrübt.“

„Die arme Wasserjungfrau, immer zu leben und immer zu leiden für einen Augenblick Glück, ist hart!“ sprach Alma.

„Ich habe gefunden,“ bemerkte der Caplan, „daß alle Märlein und Sagen, die man von den Wasserjungfrauen hat, verschiedene, liebliche Variationen über das Thema sind: „Liebe des Erdenmenschen zu Wesen aus einem andern Reiche, Flatterhaftigkeit des Mannes, Eifersucht und Rachsucht des Weibes, Strafe für die Untreue.“

„Gewiß, die Treue ist das höchste, sie ist unser größtes, ja einziges Verdienst, denn Geistesanlagen, Muth, Frohsinn danken wir der Natur, selbst die Güte des Herzens, Großmuth, Freigebtigkeit ist als Naturgabe nicht unser Verdienst; aber treu sind wir aus freier Willenskraft und nur den Willen, nicht das Unwillkürliche noch die Erfolge der menschlichen Thaten kann man richten!“ Dies sagte Eduard nachdrücklich und Alle stimmten bei.

Drei und dreißigste Nacht.

„Wer mag wohl der Fremde seyn, welcher vor einer halben Stunde mit dem Herrn Caplan in das Schloß trat?“ fragte Alma den alten Castellan:

Dieser erwiderte: seinen Namen, Reiner, hörte ich nennen, seinen Stand weiß ich nicht, ich habe ihn vor wenig Minuten mit dem Herrn Caplan zu seiner hochfreiherrlichen Gnaden geführt, unfehlbar wird er bald die Ehre haben sich dem gnädigen Fräulein und der gnädigen Frau vor-

zußellen.“ Geschäfte entfernten den alten Mann, Alma ging, die Mutter von der Ankunft eines Fremden zu benachrichtigen.

Als die Damen wieder in den Saal traten, folgte ihnen Eduard und Franz, bald nachher erschien der Freiherr mit dem Caplan und dem Fremden, der von dem Geistlichen der Gesellschaft als ein Maler vorgestellt wurde, welcher um Studien zu machen diese Gegend bereise.

„Wahrscheinlich,“ sprach die Freifrau nach den ersten Begrüßungen, sind sie Landschaftsmaler, denn ich meine der Historien-, Blumen- und Schlachtenmaler fände hier wenig Anregung, und der Porträtmaler befindet sich in großen Städten mehr in seiner Sphäre.“

„O nicht doch, manches abgelegene Dorf verbirgt Schönheiten wie keine Residenz sich rühmen kann zu besitzen,“ versetzte der Maler mit einem verstellten Blick auf Alma. „Der Genremaler, der Seemaler fände hier gewissermaßen mehr Stoff und Unterricht bei der Natur als ich, der ich was ich hier sehe in meinen Bildern nicht malen kann; denn ich bin Historienmaler.“

„Ja und diesen Historienmaler, in dessen Mappe ich Magdalenen- und Johannesköpfe sah, fand ich in einem Bauernhause, wo ich heute auf meiner Wanderung einkehrte, eingemietht und bewog ihn, des Herrn Barons und seiner Gemahlin Gastfreiheit kennend, mir zu folgen.“

Der Maler sagte Einiges um sein unangewünschtes Eintreten nochmals zu entschuldigen und wurde aufs Neue willkommen geheißen.

„Da bin ich doch begierig,“ sagte Franz „was Sie veranlaßt hat, statt nach Italien, hierher zu reisen, es wäre denn, daß Sie schon lange in diesem Wunderlande verweilt hätten.“

„Italien möchte ich sehen, sehen jene hehren Tempel, die Meisterwerke der bildenden Kunst; fühlen die milde, liebliche Luft, hören die süßen Stimmen zur Laute und Guitarre, aber ich fürchte ohne es zu wollen und zu wissen in Nachahmung, in Manier zu verfallen, an welchen Fehlern jetzt so viele junge Maler leiden. Ich will die Gestalten und Köpfe, welche ich male, ganz allein mein nennen können, ich will sie schaffen, die Lust am Schaffen, nicht die Reigung schöne Gemälde zu machen, hat mich zum Maler gemacht. Seh ich nun in Italien auf allen Straßen Modelle, so verlier' ich die Lust zum Malen und schaue nur. Ich bin lebendig und träge, wie die Italiäner, kurz meiner Natur nach muß ich hier seyn, wie der Dichter voll Phantasie und Empfindung, ich meine unter diesen die Schillerschen Naturen, sich durch das Studium Göthes erstarren muß; so muß ich eine Gegend, ein Klima, Gesichter wie sie das hiesige Volk hat auf mich einwirken lassen, dann werde ich eine eigene Madonna schaffen wenn, murmelte er, mich der Anblick des schönen Fräuleins nicht stört.“

„Hüten sie sich nur vor dem Streben nach Originalität,“ sagte der Caplan.

„Hören Sie auch zu denen, welche es vermessen nennen, wenn ein Künstler unsrer Zeit eine Madonna, einen Christus malen will, meinen Sie auch, unser Jahrhundert

„Können keinen Raphael, Coreggio, Holbein, Dürer hervorbringen?“ rief der Maler feurig. Jedes Jahrhundert hat seine großen Genien und ich sehe nicht ein warum ich nicht auch das Recht haben sollte, eine Himmelskönigin — nicht zu copiren, sondern zu schaffen, warum mir Gott nicht auch die Gnade angethan haben könnte, einen tüchtigen Maler aus mir zu machen — kurz ich willetwas Neues malen oder nichts — übrigens soll mich der Teufel holen, wenn ich eitel, hochmüthig oder verrückt genug bin, mich schon jetzt auch für einen äußerlichen Maler zu halten, mit dem Geiste mal' ich wohl und ein Zeichner bin ich auch, aber vor Ideen verlir ich die Geduld mit der verfl — ich wollte sagen, schwierigen Farbenmischung und Ausführung.“ Er sagte dies so treuherzig, daß Niemand ihm böse wurde. Der Graf fand viel Gefallen an des Malers ehrlichen, komischen Wesen.

Als das Gespräch auf die Sagen kam, ließ er sich auch nicht lange bitten, sondern theilte mit sehr gutem Humor folgende Geschichte mit:

Der Nussknacker im Weinhaufe, oder: Der fette Pfarrer und sein Schöps.

In der Gegend von Mailand war ein Pfarrer, welcher wegen seines Geizes in der ganzen Lombardei berühmt war, Don Pietro hieß er; den geizigen Pietro nannte man ihn. Er war schon ziemlich bei Zah-

nen und hatte eine einträgliche Pfarre. Niemand konnte sich je erinnern, ein Glas Wein bei ihm getrunken zu haben; aber viele wußten davon zu erzählen, wie er ihnen ihre Krüge geleert. Kein Armer ging erquickt oder getröstet aus seinem Hause. Unaufhörlich klagte er über schlimme Zeiten und über seine Armuth; aber wer je in die Nähe seines Hauses gekommen war, wunderte sich über die Menge fatter Gänse, Kapannen und Hühner, welche auf seinem Hofe wandelten.

Niemand gönnte er einen guten Bissen, als sich selbst. Seine Diener waren mager bis zum Hungertode; Don Pietro schwamm so zu sagen in Fett. Seine Köchin mußte ihm immer die außerlesensten Bissen zurichten und es schmeckte ihm nur dann nicht, wenn er wußte, daß es auch andern schmeckte.

Nach einem fetten Schöpf, den er im Stalle hatte, gelästete es schon lange zwei lustigen Brüdern, die auch gern etwas gutes aßen. Mangiavillano und Malvicino konnten des Pfarrers fette Kapannen nicht vergessen. Wir wollen uns einmal selbst bei ihm einladen, sprachen sie zu einander; es mußte doch wunderbar sein, wenn uns sein Braten nicht so gut behagen sollte, wie ihm.

So wollen wir ihm heute Nacht zusprechen, sagte Malvicino. Gegen elf Uhr schleiche ich mich in seinen Stall und kneble den Schöpf, damit ich ihn forttragen kann, ohne daß er schreit. Du nimmst die Kasse, welche im Garten zum Trocknen ausgebreitet sind, und

suchst noch ein Paar Enten zu erwischen. Der von uns, welcher zuerst fertig ist, schleicht sich mit seiner Beute in das Weinhaus zwischen der Kirche und dem Garten und wartet da, bis der andre kommt.

Mangiavillano fand den Vorschlag bewundernswürdig. In der nächsten Nacht sollte der Plan ausgeführt werden.

Um Mitternacht waren sie im Hofe des Pfarrers. Mangiavillano stieg in den Garten, packte die Nüsse in einen Sack, und erwischte vier Enten, welchen er gleich den Hals umdrehte. Mit seiner Beute eilte er in das Weinhaus und wartete seines Genossen.

Malvicino hatte sich in das Haus geschlichen und wollte eben den Schloß knebeln, als er Bewegung hörte. Don Pietro war an den Schmerzen des Podagra's aufgewacht und weckte seine Kdchin. Sie legte ihm etwas auf die Beine, aber die Schmerzen ließen nicht nach. Endlich sagte er: wecke mir den Küster, Anne, er soll mir das Del holen, das ich neulich gekauft habe. Ich ließ es in der Sakristei stehen, und vielleicht wird es mir die Schmerzen lindern, daß ich wieder ein wenig schlafen kann.

Der Küster wurde geweckt. Er zündete eine Laterne an und ging nach der Kirche. Der Weg führte ihn am Weinhause vorbei, in welchem er ein Knistern und Knacken hörte, das ihn mit fürchterlicher Angst erfüllte. Es war Mangiavillano, welcher aus Langeweile

sich endlich über seine Rüsse gemacht hatte. Eben kam der Ruster, als er den Sack schüttelte.

Ganz außer Athem kam dieser zum Pfarrer zurückgelaufen. Herr, keuchte er, ich möchte den sehen, welcher den Muth hätte, Euch Eure Salbe zu holen. Alle Geister der Hölle sind aufgestanden. Im Weins Hause wurt es, als ob sich eine Legion Teufel um die Knochen balgte. Ich bin froh, wieder hier zu seyn.

Don Pietro lachte ihn aus und suchte ihm zu beweisen, daß es keine Geispenster gäbe. Aber der Ruster blieb dabei, daß er den Teufel nicht von selbst in den Rachen laufen wolle.

Feige Memme! rief der Pfarrer, wie gern wollte ich selbst gehn, wenn ich nur könnte! Ach, welch Reissen! Hätte ich nur mein schmerzstillendes Del! Lieber Ruster gehe doch und erbarme dich meiner.

Der Ruster weigerte sich. Wenn ich aber selbst mitgehe, willst Du dann Muth fassen? sagte der Pfarrer.

Dann geh' ich in die Hölle mit Euch. Ihr könnt mir auf den Rücken sitzen und die Beschwörungen hersagen, während ich Euch in die Kirche trage.

Alles das hatte Malvicino mit angehört. Schön, dachte er, wenn die unterwegs sind, so nehme ich den Schöpf.

Der Pfarrer ließ sich ankleiden. Die Köchin half ihm auf den Rücken des Rusters. Dieser setzte sich in Marsch und sie kamen auf den Kirchhof. Don Pietro

sagte seine Beschwörungen her, der Küster leuchte und schwigte unter seiner Last. Mangiavillano knackte immer noch Kläffe.

Der Küster näherte sich dem Weinhaus. Mangiavillano hörte sie kommen. So hat er ihn doch aufgepackt, dachte er und rief heraus: Ha, bringst Du ihn endlich? Ist er recht fett! Wie ich mich auf ihn freue!

Diese Worte, welche hohl aus dem Weinhaus herausklangen, ließen den Küster seine Last und den Pfarrer seine Beschwörung vergessen. Dieser ward abgeworfen, und der Küster floh mit den Worten: Da hast Du ihn; ich will nichts mehr von ihm; laß nur mich fliehen.

Trotz des Podagra's raffte sich der Pfarrer auf und floh dem Küster nach. Während dieser Zeit kam Malvicino mit dem Schöpß. Die beiden Genossen machten sich mit ihrer Beute auf den Weg und hatten nur Mühe nicht laut aufzulachen, bis sie in Sicherheit waren.

Alle lachten über des Malers Erzählung, nur schalteten sie ihn, daß in seiner Geschichte nichts Uebernatürlichen, Märchenhaftes vorkam.

„Nun so will ich in Zukunft mich bestreben, so viel Abenteuerliches und Uebernatürlichen als nur immer zu erfinden möglich ist, zu erzählen,“ lachte der Maler.

„Bewahre,“ sprach Alma; „wir wollen nichts Erfundenes, sondern Volksfagen hören.“

„Ja wir wollen nur Ihre erfundenen Malereien, nicht Ihre Noveletten, denn wir sind nun einmal nicht mit dem Wahrscheinlichen allein zufrieden,“ scherzte Franz.

Da es noch nicht spät war, holte der Maler auf die Bitten der Uebrigen seine Mappe. Er meinte Uebersättigung sey vom Uebel und deshalb gäbe er nur eine Skizze heraus.

Alle drängten sich um die Zeichnung, der Maler sagte: „diese Skizze ist ein Räthsel, wer löst es?“

Der Freiherr, welcher nur einen Blick auf die Zeichnung geworfen hatte, verdeckte das Bild rasch mit der Hand und sprach: „Ich! lassen Sie es bis morgen Niemand sehn, ich weiß eine alte Sage, die wird es, glaub ich, erklären, morgen Abend will ich sie mittheilen!“

Vier und dreißigste Nacht.

Höchst gespannt auf die Mittheilung des Freiherrn versammelten sich am andern Abend die Bewohner des Schlosses. Der Freiherr ließ etwas lange auf sich warten; endlich erschien er, eine alte Pergamentrolle in der Hand. Stumm grüßte er die Gesellschaft, ging mit hastigen Schritten nach seinem Platz, ließ sich in den Lehnstuhl nieder, entrollte das Pergament und las mit tiefer volltönender Stimme:

Die sieben Todsünden

Prolog.

Im Traum sah ich ein Bild:

Umbraust von wilden Bogen ragt' ein Fels,
Auf dessen höchster Kuppe stand ein Jüngling —
Schön und hehr!
Doch teuflisch-höhnisch zuckten seine Lippen
Und seine Augen flammten Höllengluth.

In seiner Linken hielt er einen Kranz
Von bunten Blumen —
Schön're sah ich nie! —
Die Rechte schwang den schäumenden Pokal,
Gen Himmel hoch, in ungemessenem Jubel.

Zu seinen Füßen ruht' auf Rosenblättern
Ein reizend Weib, das hielt in ihrer Hand
'Nen goldnen Apfel,
Welchen lächelnd sie dem Jüngling darbot
Wollust hieß das Weib.

Zu beiden Seiten aber sah ich:
Im scheckigen Gewand, das schiel'nde Antlitz
Wergend unter schöner Larve
Das Unthier Heuchelei. —
Und wunderlich gepuzt, dumm stolz sich brüstend,
Naht auch der Hochmuth, — toll, in Weibertracht.

Den Neid dann sah ich — grämlich hingekauert,
Im schmutzig-gelben Mantel huckt er da,
Und geht's böshast an den eignen Klauen.

Genüber diesem, lieberlich, zerlumpt
Erkannte ich die Faulheit — trág' am Boden
Sich wälzend, während wild und schreiend
Mit hochgeschwungnem Beil der Zorn
Daher stürmt' — und fast sinnlos
Völlerei den Reigen schloß.

Rein war der Himmel über diesem Bilde
Und strahlte Sonnenlicht! —
Doch unterm Felsen
Sah ich das Haupt des Satans,
Sieghaft grinsend!

Als so das Bild ich schaute
Trat zu mir der Geist und sagte:
„Komm! —
Ich will Dir Kunde geben
Von dieses Jünglings fluchbeladnem Leben

*

*

*

Vor mehreren hundert Jahren lebte in Schweden ein junger Graf aus dem Geschlechte derer von Holm, dessen Aeltern schon sehr früh verstorben waren und der keine andern Anverwandten mehr hatte, als einen Oheim, welcher die hohe geistliche Würde eines Fürstbischoffs bekleidete. Der Oheim nahm sich des verwais'ten Knaben liebevoll an, ließ ihn in allem unterrichten, was für einen edlen Ritter ziemlich und hoffte nichts gewisser, als daß sein junger Vetter, wie an Schönheit des Körpers, so auch an Adel des Geistes und des Herzens dereinst seinem edlen Vater gleich würde.

Diese fromme und freudige Erwartung ward aber bitter getäuscht, denn so wie der Knabe Oskar zum Jüngling heranwuchs, zeigte es sich immer mehr und mehr: daß wilde Leidenschaften in seinem Herzen keimten und immer gewaltiger anwuchsen, je älter er ward.

Wie sehr dem edlen Ohm diese Entdeckung betrübe, läßt sich erachten! er machte dem Jüngling väterliche Vorstellungen und beschwor ihn bei dem Andenken seiner guten Aeltern: seine bösen Triebe niederzukämpfen und zu trachten, ihrer Meister zu werden. Oskar schien denn auch in solchen Augenblicken bewegt und versprach heilig und theuer Besserung. Aber bald darnach hatte er inmitten böser Gesellen seines Alters und Standes, alle guten Vorsätze, so wie sein gegebenes Wort vergessen und machte sich neuer Vergehungen gegen Recht und Sitte schuldig.

Der Fürstbischoff, der dafür hielt, daß das Herz seines jungen Verwandten nicht von Natur böse, sondern nur durch schlechte Gesellschaft mit fortgerissen sey; beschloß endlich, ihn dem Kreise der bösen jungen Leute, welche ihn umgarnt hielten, zu entziehen und ihn auf Reisen zu schicken. Er eröffnete dies seinem Neffen, und der Jüngling fügte sich wider Erwarten gehorsam den Wünschen seines Oheims.

Dieser erwählte einen zuverlässigen Mann zum Führer und Aufseher Oskars, so wie auch einige Diener, auf deren Treue er bauen zu können glaubte, und schon nach wenigen Tagen verließ der Jüngling in

Begleitung seines Mentors und seiner Diener das adeliche Schweden, um vorerst Deutschland zu durchstreifen.

Wir werden morgen Nacht sehen, welche Folgen der gutgemeinte Plan des ehrwürdigen Fürstbischoffs hatte und in wiefern die Ausführung gelang.

Fünf und dreißigste Nacht.

(Fortsetzung.)

Fünf Jahre reisete Oskar mit seinem Führer und seinem Gefolge herum, vorerst durch Deutschland, später durch Frankreich und England. Ueberall hatte er viel gesehen und an Gelegenheit, Gutes zu lernen, ließ es sein würdiger Führer auch nicht fehlen! aber Oskar lernte nur das Böse, so ihm bekannt wurde und vor allen Dingen Heuchelei, denn wohl sah er ein, daß er seinen redlichen Lehrer nicht, wie seinen feilen und gewissenlosen Diener auf seine Seite bringen könne.

Anfangs war Herr Jordan ohne Argwohn und schien es für unmöglich zu halten, daß die Heuchelei bei einem raschen feurigen Jüngling wie Oskar, nur denkbar,

geiß weige denn ihm so geläufig seyn könne. Doch bald erhielt er die Gewißheit, daß dem wirklich so sey und konnte sich nun nicht enthalten, seinen Zögling ernst und eindringlich darüber zur Rede zu stellen.

„Nicht lange“ — sprach er — „nicht lange mehr werdet Ihr Euch durch meine gut und treugemeinten Warnungen belästigt fühlen! in wenigen Monden seyd Ihr mündig, dann scheid' ich von Euch und Ihr könnt thun und lassen, was Ihr wollt, weh Euch dann Graf Dékar, wenn Ihr meine guten Lehren wie jetzt unbeachtet laßt, bis dahin aber werd' ich von nun an, kraft der mir von Eurem Herrn Ohm verliehenen Gewalt mit doppelter Strenge über Euch wachen — kann ich Euch auch nicht bessern, so will ich doch mindestens — so 'lang' ich noch bei Euch bin, Euern wilden Muth und Eure bösen Gelüste ankneten, auf daß Ihr kein nah Unheil anrichtet.“

Dékar schwieg trotzig auf diese Rede und that, als fühle er sich nicht getroffen, im Innern aber empfand er es gar wohl, wie Recht Jöran habe, so scharf mit ihm zu verfahren, und ward nur um desto erbitterter auf ihn.

So rückte die Zeit heran, wo der junge Graf nach Schweden zurückkehren und dort mündig gesprochen werden sollte, nur noch einen kurzen Aufenthalt in Italien hatte der Fürstbischoff ihm bewilligt. Das Ziel dieser letzten Reise sollte Rom seyn und mehrere dem Ohm befreundete hohe Geistliche daselbst hatten versprochen,

dem Jüngling bei dem heiligen Vater eine Audienz zu erwirken, auf daß der Segen des Statthalters Christi auf Erden vielleicht den bösen Geist, welcher über Oskar's Herzen Macht bekommen, banne.

Und Oskar küßte den Fuß St. Peters und den Pantoffel des heiligen Vaters und erhielt von diesem Absolution und Segen, als er aber Beides hatte, besprach er sich mit seinem Diener.

Und am andern Morgen trat er mit seinem Diener an Herrn Idran's Lager und sprach hohnlachend: „Da Ihr alt seyd und die Beschwerden einer so weiten Reise von Rom bis Stockholm Euch wohl gar den Tod bringen könnte, bevor wir noch bei meinem Ohm anlangtet, dem Ihr getreulich alle meine Sünden beichtetet, so ist es besser, daß Ihr hier Eure Rechnung abschließt und der Natur bezahlt, was ihr gebührt. Somit winkte er und die treulosen Diener stießen ihre Dolche in Herrn Idran's Brust, daß er verschied.

Sechs und dreißigste Nacht.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Abend erzählte der Freiherr weiter:

Wieder waren drei Jahre vergangen und Graf Os-

far von Holm lebte, um mancher Verletzung des Rechts willen, verbannt auf seinem fern von der Hauptstadt gelegenen Stammschlosse am Meere, ein wüstes wildes Leben mit einigen gleichgesinnten bösen Nachbarn.

Seinen Unterthanen war er ein gefürchteter Tyrann, ein Schrecken allen Wehrlosen und ein Greuel allen Guten.

An einem kalten nebelgrauen Herbstabend saß ein junges bleiches Weib, ihren wimmernden Säugling in den Armen, auf einem Stein am öden Haidewege, der vom nahen Tannenforst nach dem Schlosse Holm führt. Die Arme zitterte vor Kälte und zwei große Thränen standen ihr im Auge, aber sie wich nicht von der Stelle, denn sie wollte den Grafen erwarten, wenn er heimkehre von der Jagd und ihn um Gnade anflehen für ihren unglücklichen Mann, welchen der Grausame geringen Fehls halber hatte blenden lassen und jetzt gefangen hielt im finstern Schloßverließ.

Doch so lange sie harrte und hoffte, der Graf wollte nicht erscheinen. Da erhob sie sich endlich und blickte flehend gen Himmel, als erwarte sie von dort her Trost und Hülfe, aber kein Stern blickte freundlich durch das dunkle schwere Grau und leise weinend schickte sie sich an, zurück in ihre verödete Hütte zu kehren.

Plötzlich klang es vom Walde her, wie Rossweihern, Hufschlag und Wagenrasseln, dazwischen schallten zürnende Männerworte und der bange Klageruf einer holden Frauenstimme.

Raum daß das arme Weib mit dem Säugling noch Zeit behielt, aus dem Wege hinter ein Felsstück zu flüchten, da rasete schon die wilde Flucht heran, es war ein leichter zweiräderiger Wagen nach dem Muster derer, wie sie zu den Wettfahrten gebräuchlich sind, bespannt mit vier brausenden und schnaubenden Hengsten! auf dem Wagen saß der böse Graf Oskar und hielt ein holdes Mädchen mit kräftigem Arm umschlungen. Das Mädchen schmiegte sich an ihn und barg das Haupt an seine Brust, schauernd bebend; — wüthend hieb der Lenker des Wagens auf die Rosse los, zu noch wilderem Lauf sie anzutreiben, denn nicht allzuweit hinter dem Wagen her sprengten drei muthige edle Jünglinge — es waren die Brüder des schönen Mädchens, welche fest entschlossen waren, die Bethörte ihrem Entführer wieder abzuja-gen.

Doch dieser war auf das äußerste gefaßt, denn als jezt der wilde Wagenlenker beim Antreiben der Rosse stürzte, so daß er im nächsten Moment zertreten von den Hufen und zermalmt von den Wagenrädern blutend am Wege lag; da sprang Oskar empor, feuerte zwei Schießgewehre auf die Brüder seiner Geliebten ab, daß der Älteste zum Tode getroffen neben den Wagenlenker hinstürzte, und trieb dann selbst die Rosse zum verzweifelnden Lauf, so, daß er binnen Kurzem den Verfolgern aus den Augen und in Sicherheit war.

Vergebens riefen die beiden noch lebenden jungen Ritter all' ihre Freunde und Bekannten an, ihnen zu

helfen, sie zu rächen an dem Mörder ihres Bruders und den Entführer ihrer Schwester. Der wilde Oskar war zu mächtig und gefürchtet, als daß es irgend wer noch gewagt hätte, ihn anzugreifen. Die jungen Ritter beschloßen daher endlich, nach Stockholm zu reisen und den König selbst um Gerechtigkeit und Rache wider Oskar anzusuchen.

Bevor sie aber noch abreiseten, hatten sie den Schmerz zu erfahren, daß ihre bethörte Schwester ihrem Feind die Hand vor dem Altare gereicht habe.

Und so war es; das unselige Mädchen hatte nur auf die Stimme ihrer Leidenschaft, nicht auf die Stimme des Gewissens und der Pflicht gehört.

Der Freiherr brach hier seine Erzählung ab, um sie in der folgenden Nacht vor seinen begierig lauschenden Zuhörern fortzusetzen.

Sieben und dreißigste Nacht.

(Fortsetzung.)

Oskar's junge Gattin war hold und schön, dabei auch sanft und gut. Als er um ihre Liebe warb, da fühlte er für sie, wo auch nicht treue, reine Liebe,

doch jene Leidenschaft, welche oft höher geachtet wird, als die wahre Liebe, weil sie glühender und hinreißender sich äußert.

So lange diese Leidenschaft anhielt, bewies er sich sehr zart und freundlich gegen die schöne Ulrike, und dieß wahrte von ihrer Verheirathung an, etwa einige Monden. Nun aber schwand der Winter, während dessen das junge Paar im traulichen Beisammenseyn gelebt hatte und mit ihm schwand der Reiz der Neuheit bei dem unbeständigen Oskar.

So schrecklich als unerwartet war für die arme Ulrike die plötzliche Umwandlung ihres Gatten, schrecklich und unerwartet sein Uebergang von glühender Liebe zur kältesten Nachlässigkeit gegen sie, so wie sein höhnisches Lachen — die einzige Antwort auf ihre Thränen und ihre rührenden Bitten, ihr zu sagen: „wodurch sie so plötzlich seine Liebe verloren habe.“

Er suchte von jetzt an wieder seine früheren Genossen auf. Wilde Jagdlust, Völlerei und Spiel nahmen all' seine Zeit in Anspruch und nicht lange wahrte es, so brach er auch die feierlich beschworne eheliche Treue, indem er eine junge Dienerin seiner Gattin verführte und mit ihr in unerlaubter Liebe sich verging.

Es war just um die Zeit des heiligen Osterfestes, als an einem trüben regnerischen Abend Ulrike beschloß, noch einen Versuch zu wagen, das Herz ihres Gatten zu rühren! Sie fühlte sich Mütter — dieß süße Ge-

ständniß wollte sie ihm machen und ihn anflehen, wo nicht seiner Pflicht als Gatte, doch der als Vater ihres Kindes zu gedenken. Aber während sie sich durch Gebet und Fasten zu diesem Schritt vorbereitete, jagte Graf Oskar mit seinen wilden Genossen im nahen Walde.

Erst als der Abend hereinbrach, kehrte er zurück, ließ ein großes Feuer anschüren im Kamin und sich den Pokal füllen von seinem Narren.

„Und hat die holde Malwa Dir nichts für mich aufgetragen, Narr?“ — fragte er im trunkenen Muth und der Narr reichte ihm ein zierliches Briefchen.

Oskar erbrach es lachend und laß es lachend und trank und lachte, während er dem Narren befahl: ihn zu entkleiden und zu Bette zu bringen. Doch kaum daß der Narr halb damit zu Stande war, so rief der Graf — „Laß gut seyn! spiele — spiele! daß ich schlummern kann.“

Da ergriff der Narr die Harfe und spielte, bis Graf Oskar den vollen Pokal zu Boden und den offenen Brief der schönen Malwa in den Schooß fallen ließ und entschlummerte, halb entkleidet.

Als dies der Narr sah, legte er die Harfe neben den Pokal und sich selber mit übereinander geschlagenen Armen an den Tisch lehrend, schaute er herab auf den Grafen, spöttisch lächelnd und sprach: „Ich bin Dein Narr, Graf, aber Du bist ein größerer Narr, denn ich, denn all' meine Narrheit ermüdet mich nicht, wie Dich Deine Laster! ich bleibe noch immer Mensch, Du

aber gleichest in Deiner Böllerei mit Deinen ungezügeltten Trieben dem Vieh.“

Während der Narr noch also sprach, trat die Gräfin ein.

Als sie den Grafen so trunken und sinnlos erblickte, schauderte sie zurück — doch trat sie wieder näher, um ihn zu wecken, denn jetzt oder nie, das fühlte sie, mußte sich alles entscheiden.

Aber wie ward ihr, als sie nun dicht vor dem schlummernden Gatten stehend, auf dessen Schooß den offenen Brief der schönen Malwa erblickte. Sie las ihn unwillkürlich, der Inhalt überzeugte sie, daß sie auf die abscheulichste Weise betrogen sey — ohnmächtig stürzte sie zu Boden.

Der Narr aber sprach: „arme Gräfin! was würdest Du darum geben, wenn Du das Weib eines ehrlichen Narren, wie ich bin, wärst.

„Gut commentirt!“ rief der Maler dem Erzähler zu, „ich bin begierig, wie Sie die folgenden Blätter commentiren werden. Manches haben Sie in ihrer Erzählung schärfer und bestimmter aufgefaßt und wiedergegeben, als ich in meinen Zeichnungen es andeuten konnte.“

„Deshalb,“ versetzte der Freiherr, „deshalb meine ich, ein tüchtiger Skizzist thäte am Besten, wenn er seine Skizzen von Jemand Anderm erklären ließe. Maler, Dichter und Musiker sollten einander immer in die Hände arbeiten, keiner ist so selbstständig, daß er für sich allein mit Aus-

zeichnung bestehen möchte, Göthe z. B. hat manchen großen Skizzisten gebildet und daß Zelter ohne Göthe nie Zelter geworden wäre, ist meine innigste Ueberzeugung. Aber auch Göthe dankt manches seiner schönsten Lieder diesem oder jenem Componisten und Maler; und so wenig eigentliches Talent er selber für Musik und Malerei besaß, so richtig wußte er ihren Werth zu beurtheilen und sie nach Würden zu ehren. — Doch für meine Erzählung möchte es für heute schon zu spät seyn, ich verspare sie daher bis auf Morgen, wo ich mir aber fest vorgenommen habe, vor Mitternacht nicht aufzuhören.“

Alle dankten dem Freiherrn für dies Versprechen und der Maler meinte: „Ich kann mein gutes Geschick nicht genug preisen, daß mich hierher führte! Und ich seh es kommen, daß, wenn ich all' Ihre Andeutungen benutze, die sieben Todsünden mein Hauptwerk werden können.“

Acht und dreißigste Nacht.

(Fortsetzung)

Und weiter erzählte am andern Abend der Freiherr:

Ulrika hatte ihrem Gatte einen Sohn geboren!

Doch das Kind starb schon nach wenigen Wochen und

somit die einzige Hoffnung der Mutter, das Herz Os-
kars für sich zu gewinnen.

Es war Frühling geworden! überall regte sich jun-
ges freudiges Leben, die Wiesen und Abhänge der Hö-
hen deckte helles Grün, an den Zweigen glänzte der
Blüthenschaum, die Lerche schmetterte ihr Jubellied in
hoher Luft und die helle warme Maiensonne schien lie-
bevoll herab auf die schöne Erde.

Da erging sich eines Tages Ulrika in dem Schloß-
garten, um in dem milden Walten des Naturgeistes ih-
ren Glauben an eine gerechte liebende Vorsehung zu
stärken, einen Glauben, der allein sie bewahren konnte
vor trostloser Verzweiflung, — denn nicht frei fühlte sie
sich von Schuld, wenn sie bedachte, daß sie dem Mör-
der ihres Bruders ihre Hand gereicht. Hatte doch oft
dieser Gedanke in der Zeit ihres Glückes, sie furchtbar
aufgeschreckt aus ihren süßen Liebesträumen, wie sollt
er jetzt ihr fern geblieben seyn, wo alles Glück in Nichts
zerronnen, nur Jammer und bittere Reue ihr Loos
waren? —

Dies, mehr denn je fühlend, betrat sie den duf-
tenden blühenden Garten und lächelte wehmüthig, so
oft ihr Auge auf einer sich entfaltenden Knospe ver-
weilte.

Der wildverschlungenen Wege noch nicht kundig,
befand sie sich plötzlich auf einem mit Fruchtbäumen be-
pflanzten Platz und schrie entsetzt auf, denn unter ei-
nem blühenden Apfelbaume saßen auf einer Moosbank,

lofend, schäckernd Graf Oskar ihr Gemahl und Malva, ihre Dienerin. Malva fuhr erschreckt aus der Umarmung des Grafen und wollte fliehen; doch dieser hielt sie und sprach mit Hohnlachen: „Warum willst du fliehen Malva? Doch nicht vor deiner frommen Gebieterin? und zu seiner Gattin sprach er: Nur näher, schöne Heilige! aber so wahr ich lebe: wärst Du minder heilig, Du hättest mich länger gefesselt und Dir Deine Augen nicht trüb und matt geweint um mich! Sieh Deine Frömmigkeit auf, Ulrika! und lerne von mir das Leben genießen.“ Somit umschlang er aufs Neue seine Buhlerin, vor den Augen seiner mißhandelten Gattin und küßte sie.

Ulrika aber floh händeringend von dannen und sprach: Das ist zu viel! ich habe ertragen was sich tragen ließ! — jetzt trag ich es nicht mehr.

Als Oskar Nachts, Lust- und Weinberauscht auf seinem Lager ruhte, da träumte ihm: er erblicke seine Gattin in den Fluten, dem Untersinken nahe, sie hatte ihren Brautkranz auf und griff mit der Hand, woran ihr Trauring im blutigen Schein funkelte, nach einer schwimmenden Wasserblume um daran sich zu halten; doch die Blume war zu schwach und riß von einander und Ulrika versank in den Fluthen. — Da öffneten sich die Wolken, so über dem Wasser schwebten und eine Geisterhand erschien; die tauchte in die Fluth, faßte den Leichnam Ulrikas und führte ihn mit sich gen Himmel.

Und Dökar erwachte — da brach der Tag an und er rief seine Leute zusammen und gebot: alles zu einer großen Jagd zu bereiten. Als er nun von seinem Narren sich die Sporen anschnallen ließ, wobei er den Fuß auf den Nacken eines armen Bauern setzte, trat sein alter Haushofvoigt zu ihm, mit Thränen in den Augen, und brachte ihm den Trauring seiner Gattin, ihren verwelkten Brautkranz und die Kunde: Frau Ulrike habe sich vom Altan hinab ins Meer gestürzt.

Dökar nahm den Ring und steckte ihn an den Finger seiner linken Hand. Dann nahm er den Kranz und sprach „was soll mir der welcke Kranz der todten Narrin?“ und lachend zum Narren sich wendend sprach er weiter, komm her Narr! — Du magst fortan ihn tragen, er paßt eben recht auf Deine Schellenkappe!“ somit setzte er dem Narren Frau Ulriken's Brautkranz auf seine Mütze und ritt mit seinen Freunden auf die Jagd, wo er drei Tage lang sich ergötze das edle Wild zu Tode zu heßen und bei seinen guten Freunden einsprach zur Nacht. Als er nun am vierten Tage wieder heimritt, begegnete er vor dem Thore seines Schlosses dem Grabzug seiner Frau, deren Schwestern gekommen waren, die Leiche in ihre Ahnengruft abzuholen, denn sie wollten nicht, daß der böse Dökar sie in seiner Schloßkapelle begräbe. — Dökar stutzte als er den großen Zug erblickte, und als ihn seines Weibes jüngere Schwester gewahrte, trat sie vor ihn hin, und nannte ihn den Mörder ihres Bruders und ihrer Schwe-

ster. Graf Oskar aber sah die Schönheit des Mädchens und warf sich vor ihr nieder, indem er heuchlerisch sprach: „Deines Bruders Mörder bin ich aus Liebe zu Deiner unglücklichen Schwester geworden! Aber deiner Schwester Mörder bin ich nicht! unseliges Mißtrauen in mein Herz ließ sie zur Selbstmörderin werden. Doch glaubst Du reiner Engel mich schuldig — hier ist mein Schwerdt, hier meine Brust! durchbohre sie, und strafe so an mir was ich an Deinem Bruder that, von Deiner Hand zu sterben, ist größer Glück, als zu leben, gehaßt und verkannt von Dir.“ Damit reichte er ihr sein Schwerdt und riß sich das Wams auf, seine Brust entblößend.

Die Jungfrau aber war seltsam ergriffen von seiner Rede! sie nahm das Schwerdt nicht, sondern wandte sich ab und sprach: „Nicht ich bin Dein Richter, sondern Gott. Er hört meine Anklage wider Dich und den Wehruf aller derer, die durch Dich unglücklich wurden. Sein sey die Vergeltung.“ Damit folgte sie dem Zuge, der sich entfernte, Oskar aber ritt in sein Schloß und sann auf einen Plan, wie er die Liebe der jüngern Schwester seiner Gattin gewinnen möge.

Als er nun in seinem Zimmer auf dem Faulbette lag, böser Entwürfe voll, da trat sein Narr zu ihm und sprach: „Herr Graf ich beschwör Euch bei dem Kranz, womit Ihr meine Narrenkappe geziert habt, daß Ihr einmal aufsteht und sachte hingehet in den Baumgarten. Die schöne Malva hat Euch eine schöne Ueber-

raschung zubereitet, gedenkt meiner seeligen Schwester eure guten Märrin dabei, wenn Ihr die Geschichte schaut.

Da merkte der Graf Verrath und ging hin mit blankem Messer nach dem mondbeglänzten Fruchtgarten. Auf dem blühenden Apfelbaum saß eine Nachtigall und sang, und unter dem Baume, auf der Moosbank, schlummerten, Arm in Arm, die schöne Malva und der Edelknecht Gustavson, der Liebling des Grafen. Als der Graf diese Beiden sah, starrte er grimmig und sprachlos! dann schlich er leise näher, stieß dem Edelknecht das Messer grad ins Herz, daß er also gleich todt war und schnitt ihm das Haupt ab. Das bluttriefende Messer im Munde, das bluttriefende Haupt des Edelknechts in der Rechten packte er mit der Linken die goldigen Haarflechten Malvas und riß so die Sünderin unter höllischem Hohn Gelächter empor aus ihrem süßen Traum.

„Das ist fast zu gräßlich! unterbrach Alma den Erzähler und Sie mein werther Herr Reimer haben in Ihrer siebenten Skizze wie ich eben sehe, eben diesen gräßlichen Moment aufgefaßt — fast nicht zu entschuldigen.

Doch wohl! sprach der Freiherr, denn die Auffassung ist ungemein poetisch! Das schreckliche Verbrechen, in einer heitern mondhellen Frühlingsnacht, unter blühenden Bäumen, beim Gesange der Nachtigall verübt, erregt hier fast mehr bewunderndes als entsetzendes Starren! — Doch Mitternacht ist vorüber, Morgen mehr von dem wilden Dölar.

Neun und dreißigste Nacht.

(Fortsetzung.)

Die Brüder Ulrika's hatten ihre Klagen wider Oskar und einige seiner wildesten Gesellen beim Könige vorgebracht und dieser forderte zürnend den Fürstbischoff auf: zum Letztenmal an seinen Neffen eine ernste Warnung ergehen zu lassen: sein wildes wüstes Leben zu ändern. Der Bischoff that es, er schickte zwei fromme würdige Männer mit mündlichen und schriftlichen Vermahnungen an Oskar ab, welche zugleich ihm sagen sollten: daß, wofern er nicht in sich ginge, der König fest entschlossen sey, ihn nachdrücklich zu bestrafen.

Nach einigen Tagen langten die Abgesandten vor dem Schlosse des wilden Grafen an und begehrten Einlaß. — Es war schon Abend und das Schloß prächtig erleuchtet, wie zu einem großen Feste.

Die Abgesandten fragten nach dem Herrn des Schlosses, mit kummervoller Miene führte der alte Schloßvoigt sie die Treppe hinauf bis vor eine Saalthür. Wilder Jubel schallte ihnen entgegen! — Der Schloßvoigt deutete ihnen an: einzutreten und öffnete die Thür.

Welch' ein Anblick bot sich den frommen Männern dar! in einem reichgeschmückten, durch tausend flammende Kerzen erleuchteten Riesensaal wurde das wildeste Bacchanal begangen! — hier zechten alte und

junge Gesellen, bis sie sinnlos zu Boden taumelten und von den Dienern hinausgetragen wurden, hier tanzten alt und junge Wüstlinge mit frechen Dirnen, während andere Paare im rasenden Tanz umherwirbelten. Ein paar in Streit gerathene Spieler kämpften mit blanken Messern auf Tod und Leben und kaum gelang es ihren Freunden, die Bluttriefenden aus einander zu reißen, und inmitten all dieser scheußlichen Gruppen stand, schön wie ein Gott, im leichten Gewande mit Weinlaub bekränzt, Graf Oskar, den vollen Pokal in der Hand und schaute lächelnd auf das Treiben um sich her.

Die Gesandten traten zu ihm; der Eine reichte ihm den Brief seines Onkels, der Andere vermahnnte ihn väterlich und beschwor ihn bei dem Bilde des Gekreuzigten, welches er ihm vorhielt, die Bitten seines Onkels, die Warnung des Königs, so wie die Stimme des eignen Gewissens nicht zu verachten.

Oskar aber zerriß hohnlachend den Brief, schleuderte mit kräftigem Faustschlage das ihm vorgehaltene Kreuz zu Boden und trat es mit Füßen, indem er sprach: „Wollt Ihr meine Gäste seyn und Theil nehmen an meinen Freuden, so seyd mir willkommen! der edelste Wein, die schönsten Mädchen, die wildesten Rosse, Gold und Würfel stehen Euch zu Dienste! wollt Ihr das aber nicht, so meidet eiligst mein Schloß, oder ich lasse Euch mit Hunden hinaushegen!“ Somit winkte er und zwei blumenbekränzte Mädchen, goldne Pokale schwingend, eilten herbei und boten sie den ehrwürdigen Män-

nern dar. Als diese nun ob solcher Greuel sich entsezen und den wilden Grafen mit der göttlichen und weltlichen Gerechtigkeit bedrohten, da winkte dieser wieder, und unter wildem Gejauchze fiel die ganze verruchte Rotte über die frommen Männer her, mißhandelte sie und bezte sie endlich mit Hunden aus dem Schlosse.

Es läßt sich denken, wie sehr der Fürstbischoff in Zorn gerieth, als er von den frommen Männern erfuhr, wie schändde und wider alles Recht sie Oskar behandelt habe. Er erbat sich von dem Könige die Erlaubniß, selber ein Heer wider seinen verruchten Better sammeln zu dürfen, um ihn zu fahen. Der König erlaubte es und schwur: daß Oskar seine Verbrechen, so wie seine Verhöhnung der Königlichen Majestät mit dem Tode büßen solle.

So sammelte denn der Bischoff ein Heer und zog aus gegen seinen Neffen, doch dieser, der gar wohl ermessen hatte, daß sein Ohm die ihm in seinen Abgesandten widerfahrene Schmach nicht so hinnehmen werde, empfing ihn ebenfalls kräftig gerüstet, im Verein mit allen seinen wilden Genossen und Lehnkleuten.

Es entspann sich ein wüthender Kampf auf Tod und Leben, der währte drei Tage hinter einander und da es just im Augustmond war, so verschmachteten auf beiden Seiten fast eben so viele Kämpfende, als durch das mordende Schwerdt ihren Tod fanden.

Endlich war der Kampf vorüber! der Bischoff hatte gesiegt! Oskar's Verbündete waren alle ums Lebenge-

kommen, er selbst gefangen worden, nachdem er verzweifelt sich gewehrt und zwölf wackre Männer mit eigener Hand getödtet hatte. Noch auf dem Schlachtfelde wurde er gefesselt vor seinen Ohm geführt, dessen Pferd biß über die Hufe im Blute stand. Halb mitleidig, halb entsetzt schaute der ehrwürdige geistliche Held auf die herrliche Gestalt Oskar's herab und sprach auf die Erschlagenen und mit dem Tode Ringenden deutend: „Sieh Unseliger! Dein Werk!“

Oskar aber stand trozig da und sagte kein Wort.

Da ließ ihn der Bischoff mit sich führen und in einem Kerker seines eignen Schlosses bewahren, bis er den Rückzug nach Stockholm antreten würde, wohin ihn dann ebenfalls der Gefangene nachfolgen sollte.

„Somit,“ beschloß der Graf diesen Abend, „wollen wir den wilden Grafen einstweilen eine Nacht in seinem Kerker allein lassen und morgen sehen, wie es ihm weiter erging.“

Vierzigste Nacht.

(Fortsetzung.)

So erzürnt der edle Fürstbischoff auf seinen Neffen war, so konnt' er doch die Liebe zu seines Bruders

Sohn nicht unterdrücken! daneben war ihm der Gedanke furchtbar, daß der Jüngling mit den herrlichen Naturanlagen, den, wie er meinte, nur Verführung, Leidenschaft und Trotz so weit fortgerissen, auf dem Schafott sterben solle.

„Vielleicht hat ihn das Unglück gebeugt,“ sprach er — „vielleicht erschüttert ihn die Furcht vor dem gewissen Tode, diese Zerknirschung des Herzens will ich nützen und versuchen, ihn zu bessern! gelingt mir dies, dann flehe ich die Gnade des Königs für den reuigen, gebesserten Sünder an, und sicher versagt er mir sie dann nicht.“

Er überdachte seinen Plan immer länger und immer zuversichtlicher hoffte er einen guten Erfolg. In dieser Voraussetzung sandte er am Abend des dritten Tages einen frommen Mönch in Oskar's Kerker, der ihm seinen nahen Tod ankündigen und versuchen sollte sein Gewissen zu erwecken.

Graf Oskar hatte aber mit einem ausgerissenen Nagel seine Fesseln zu öffnen gewußt und als der arme Mönch eben im besten Zuge war, ihn zu vermahnern, erschlug er ihn mit einem Stein, zog ihm die Kutte aus, hüllte sich darein und entfloß unerkannt aus dem Kerker und dem Schlosse.

Er lief die ganze Nacht und den andern halben Tag durch, bis er in einen schönen Eichen- und Buchenwald kam; da sank er erschöpft unter einem Baum auf einen bemoosten Stein nieder und entschlief.

Aber grause Träume quälten ihn! noch einmal kämpfte er auf Tod und Leben die Schlacht mit seinem Ohm! noch einmal ward er gefangen, erschlug er den Mönch und entfloß in dem Gewande desselben! aber seine Feinde, sein Ohm an der Spitze, verfolgten ihn auf schnellen Rossen und jagten ihn gleich einem Wilde! — immer näher kamen sie dem Flüchtigen, immer näher! Da — jetzt hatten sie ihn erreicht! er fühlte sich ergriffen. — Laut schreiend erwachte er und sprang auf, mit wilden Blicken um sich starrend, denn wirklich umstanden ihn mehrere Bewaffnete, aber an ihrer Spitze stand nicht sein Ohm, sondern ein wunderherrliches Frauenbild in kostbarer Jagdkleidung. Die schöne Jägerin gab sich ihm als die Gebieterin der Grafschaft, zu welcher d. r. Wald gehörte, zu erkennen. Es war die Gräfin Melanie von Eichenström und sie fragte ihn: wer er wäre? und wer ihn verfolge, denn daß er ein Flüchtling sey, habe er im Schlaf verrathen. Oskar warf sich der schönen Gräfin zu Füßen und flehte nur um einen Trunk Wasser und eine trockne Brodrinde, dann wolle er ihr all' seine namenlosen Leiden erzählen und er hoffe, dadurch ihr edles Herz zu rühren.

Die schöne Gräfin befahl erschüttert, den unglücklichen Verfolgten auf ihr Schloß zu führen, ihn mit Speise und Trank zu erquicken und ihn so lange mit allen Fragen zu verschonen, bis er freiwillig ihr selbst werde Aufschluß über sich gegeben haben.

So wurde denn Oskar auf das Schloß der schönen

Gräfin geführt, fürstlich mit Speis' und Trank bedient und nachdem er einige Stunden geschlafen, durch den Hofnarren der Gräfin eingeladen, zu ihr zu kommen.

Er ging mit dem Narren, noch in sein Mönchsgewand gehüllt und lachte heimlich vor sich hin: „Die schöne Gräfin denkt gewiß nicht dran, welch ein günstiges Zeichen es mir ist, daß sie durch ihren Narren mich zu sich beruft. Dieser Narr soll mein Cupido seyn, der den neuen Aeneas zu seiner neuen Dido führt.“

Er trat ins Gemach der Gräfin, die schöne junge Wittwe ließ sich von zwei hübschen jungen Dienerinnen ihre goldnen Haare flechten. Sie begrüßte den Eintretenden freundlich und sprach; „Nun Herr Ritter — denn als einen Ritter giebt Euer edler Anstand trotz dieses häßlichen Gewandes Euch kund! — wollet Ihr jezo mir erzählen, welch' Unheil Euch betraf, daß Ihr in so traurige Umstände geriethet, als worin ich Euch fand?“

Oskar neigte sich und sprach: „Meine Geschichte sollt Ihr hören, edle Frau, doch ist sie fast zu schrecklich für Euer zartes Ohr, wenn ich in nackter ungemildeter Rede sie Euch verkünde, wollet daher vergönnen, daß ich die Poesie zu Hülfe rufe, und schonender Euch so mein traurig Loos erzähle.“

Damit ergriff er eine Laute, welche auf dem Tische lag, setzte sich der holden Gräfin gegenüber und begann nach Art der welschen Improvisatoren eine Geschichte abzusingen: „eines Unglücklichen, von seinem

bösen habgierigen Ohm Verfolgten, der endlich in offener Feldschlacht dem greisen Bösewicht unterlegen, und dessen Zukunft nichts ihm zeige, als: Verzweiflung und Tod — da durch schändliche Verleumdungen des besten Königs Herz wider ihn in Zorn erregt sey."

Die Geschichte war schlaue genug erfunden und rührend genug vorgetragen, um das gefühlvolle Herz der jungen Grafenwitwe für den schönen Unglücklichen einzunehmen. Als er geendet hatte, bemerkte er deutlich Thränen in dem Auge der schönen Frau und die beiden Dienerinnen schluchzten laut.

„Ich beklag' Euch aufrichtig, Graf Oskar!" sprach nach einer Weile Melanie — „die Bosheit der Menschen ist oft schändlich und auch ich, so jung ich bin, weiß davon zu erzählen! Meine Macht ist zu gering, um Euch, was Ihr verloret, zu ersetzen. Bleibt vorerst in meinem Schlosse! Ich werde sehen und spähen, wo ich und meine Freunde vielleicht Euch nützen können."

Hier hielt der Graf mit Lesen inne und sprach: „Altem Anscheine nach beginnt hiermit ein neuer Abschnitt in dem Leben unsers Helden und so wollen wir ihn denn für heute verlassen."

„Mir bangt für die schöne Melanie!" rief Alma, „sicher wird der böse Oskar auch sie umgarnen und dann ist ihr Verderben gewiß"

„Vielleicht aber auch sein Eignes!" bemerkte Reiner.

„St!" sprach der Graf, „keine Deutung im Voraus! — Mitternacht schlägt, laßt uns scheiden."

Ein und vierzigste Nacht.

(Fortsetzung.)

Mehrere Monde hatte Oskar auf dem Schlosse der schönen Gräfin Melanie verlebt und weißlich seine Zeit benutzt! Nicht allzu lange währte es, so bekannte er der edlen Frau seine Liebe und erhielt von ihr das Geständniß, daß sie ihn wieder liebe. Unter solchen Umständen konnte denn mindestens Melanie nichts sehnlicher wünschen, als, daß bald der Segen der Kirche sie vor aller Welt vereinen möge.

Bald ward dieser Wunsch erfüllt, ihre Vermählung mit Oskar gefeiert, wobei es an Pracht und Glanz nicht fehlte und nun glaubte die Gräfin das glücklichste Weib der Erde zu seyn.

In diesem Glauben entschlummerte sie sanft am dritten Abend des Hochzeitsfestes. Bald folgte Oskar ihr, um an ihrer Seite zu ruhen. Aber so wie er in's Gemach trat, ergriff ihn eine plötzliche Erstarrung, daß er nicht vom Fleck konnte und in der Mitte des Zimmers stehen bleiben mußte, und nun umringten ihn schreckliche bleiche Gestalten — Kindesmörderinnen, die er verführt, die erwürgten Kinder in ihren Armen! Greise und Männer, die er hatte blenden oder zu Tode foltern lassen, Jäger, welche bei seinen wilden Jagden gestürzt — und endlich die mit Ketten belasteten Unglücklichen, welche er in seinem Kerker hatte verhungern

lassen. Diese alle umringten ihn und zeigten ihm ihre Wunden, ihre blutenden Augenhöhlen, ihre Fesseln und abgezehrten Hände und heulten „Wehe!“ über ihn. Bis die Glocke Eins schlug währte der Spuck, dann verschwand er und Oskar sank erschöpft zu Boden.

Als er wieder erwachte, lächelte der junge Morgen freundlich durch die buntbemalten Fensterscheiben herein und als er vor das Lager seiner Gattin trat, erwachte diese und lächelte ihn an, heiter wie der junge Morgen.

Er aber ging den Tag über trüb und verdrossen umher und als es Abend wurde, da durchstrich er die Gegend um die finstern Gestalten zu bannen, welche unaufhörlich vor seinen Blicken schwebten. Nicht des Weges achtend, befand er sich bald in dem nahen, einem reichen Frauenstift gehörigen Dorfe — er schritt weiter und stand nach wenigen Minuten auf dem Klosterkirchhof.

Liebliche Mädchenstimmen erschallen vom Kloster her und näherten sich. Oskar verbarg sich hinter ein großes steinernes Kreuz über dem Grabe einer gefürsteten Aebtissin und lauschte begierig.

Und drei junge schöne Nonnen kamen aus dem Kloster und setzten sich auf ein bemoostes Grab unfern von ihm nieder. Sie hatten Blumen mitgebracht, woraus sie Kränze wanden die Gräber zu schmücken und sangen dazu:

Wie milde strahlt das Mondeslicht,
Und wehn die Abendlüfte!
Hörst Du der Blumen Flüstern nicht,
Wie's leis und innig zu Dir spricht? —
Strahlen, Klänge und Düste.

Blühendes Leben, am blühenden Grabe,
Winde Dir Blumen zum Kranz!
Blumen, der Todten, der Lebenden Habe
O, wie so lieblich Eu'r Glanz.

* * *

Oskar stand ergriffen, erschüttert fast — die lieblichen reinen Klänge regten einen verwandten tiefverborgenen Ton in seinem Herzen an. Zum Erstenmale seit seiner Kindheit dachte er an Gott, Grab und Unsterblichkeit und starrte noch gedankenvoll an das Kreuz gelehnt vor sich hin als längst die Nonnen wieder in das Kloster zurückgeführt waren

Da schlich plötzlich Elena eine der schönen Zofen Melanies leise hinter ihm und zupfte ihn lächelnd an dem Mantel — er wandte sich — erblickte das Mädchen, schloß sie in seinen Arm und verließ kosend mit ihr den Kirchhof, lachend und spottend über die Anwendung von Frömmigkeit, welche er so eben an sich verspürt zu haben seiner Mitschuldigen gestand.

Nicht so finster goblückt meine Zuhörer, schloß der Frei-

herr diese Nacht. — Oskar Frevel hat die höchste Höhe erreicht und trägt mich nicht alles, so wird ihm gar bald der verdiente Lohn für seine Unthaten ausbezahlt werden.

Zwei und vierzigste Nacht.

(Beschluß der Sage von den sieben Todsünden.)

Als die Gesellschaft sich am andern Abend wieder im Saale versammelt hatte, sprach der Freiherr. Es ist so wie ich gestern sagte, die Rache des Himmels säumt nicht länger den Frevler zu ereilen, der weder durch die Liebe und die milden Warnungen guter Menschen noch durch die Schrecken des ins Irdische herübertragenden Geisterreichs von der Bahn des Bösen abzubringen war. Lasset uns denn sein Ende betrachten, wie es unvermuthet, furchtbar schnell hereinbrach über ihn.

* *

In einem nicht allzugroßen gothischen Gemach seines Schlosses dem offenen Bogenfenster gegenüber ruhte auf weichen blumenbestreuten Polstern Graf Oskar und neben ihm von seinen Armen umschlungen Elena, die schöne Gattin.

Vor ihnen stand ein Tisch mit köstlichen Früchten, Backwerk und Wein, und Oskar und Elena ließen sich bedienen von zwei andern jungen Josen.

Am offenen Fenster aber stand der Narr und klimperte auf der Zitter und lugte ängstlich hinaus, denn ein schweres Gewitter war im Anzuge.

Schon zuckten einzelne Blitze herab und grollend rollte der Donner immer näher. —

Der Narr um seine Angst zu bannen, sang:

Wer gleicht an Macht dem Gott der Reben?
Evan!

Was wäre ohne Dich das Leben?
Evan!

Im Weine, wieder alles Weh,
Habt ich das ächte Panace;
Drum vivat o Evan, drum vivat o Evan
O Evan! —

„Zweifache Wahrheit spricht Dein Mund o Narr,“ rief lachend Oskar.

Einfache nur! entgegnete der Narr, noch bin ich nüchtern.

Oskar noch stärker lachend reichte ihm seinen eigenen Becher und gebot: „Trink und singe weiter,“

„Ich trinke und spiele Herr! Doch die Reih' des Singens ist an Euren Mädchen“

Nun so beginnt wandte Oskar sich an diese und die Mädchen sangen zur Zitter des Narren.

Wer mächtger als der Gott der Reben?

Amor. —

Was wäre ohne Dich das Leben,

Amor?

Der schönsten Göttin schönster Sohn,
Besiegst Du Zeus auf seinem Thron.

Drum Ehre Dir Amor! — Drum Ehre Dir Amor!
O Amor!

Oskar. Gut gegeben! was hat der Narr für Antwort?

Und der Narr sang während es donnerte und bligte:

Ich hab' in meinen jungen Jahren —

Amor!

Auch Deine Macht und Lück' erfahren,

Amor! —

Doch war ich schlecht davon erbaut!

Dem Weingott hab ich mich vertraut

Zum Hecker Gott Amor! und vivat Gott Bacchus!

O Evan! —

Gott steh uns bei! da hat es eingeschlagen, schrie der Narr und ließ die Zitter fallen.

Oskar aber rief lachend: „Possen! ergriff die Zitter und sang mit jubelnden Hohn zum Fenster hinaus:

Erwählt das Alter sich nur Dich,
Evan!

Und kreuzigt fromme Jugend sich,
Amor!

Blüht mir des Lebens Hochgenuß,
Bei Nebenblut und Liebchens Kuß.

Drum kränzet mir, Mädchen!
Den schäumenden Becher
Mit Rosen.

*

*

*

Und während Bliß auf Bliß zuckte, Donnerschlag auf Donnerschlag rollte, ergriff Oskar den dargebotenen Pokal und umschlang, hoch ihn schwingend, die schöne Elena.

Da öffnete sich plötzlich die Thür, Melanie trat ein, bleich und ernst wie ein Marmorbild; betroffen schaute Oskar sie an und ließ seine Buhlin fahren.

Melanie aber trat ernst und kalt vor ihm hin und sprach ruhig: „Alles ist mir offenbar, ich kenne Dich, Deine Verbrechen; Deinen Verrath an mich sah ich! Empfange Deinen Lohn! — und eh er sich versah, blitzte ein Messer in ihrer rechten und senkte sich in seine Brust.

Zum Tode getroffen, stürzte Oskar zusammen, erhob sich jedoch alsbald wieder um sich wüthend auf seine Gattin zu werfen, welche abgewandt da stand.

Aber da öffnete sich hinter ihm der Boden, höllische Larven stiegen empor und rissen unter wildem Hohn-
gelächter den Verdamnten bei den Haaren mit sich in
den flammenden Abgrund.

So beschloß der Freiherr die Sage von den sieben Tod-
sünden und alle Zuhörer saßen erschüttert da.

Unglückliche Melanie, sprach Alma nach einer Weile —
wie mag Dein übriges Leben nach solcher grauenvollen That
sich gestaltet haben?

Darüber berichtet die Sage nichts, versetzte der Freiherr,
so wenig als sich darüber eine Andeutung in den Skizzen un-
seres genialen Freundes vorfindet, Sage und Skizzen schließen
mit dem furchtbaren Ende Oskars durch die Hand seiner
Gattin.

„Welche hier, bemerkte Reiner, gewissermaßen als rd-
chende Nemesis erscheint.“

Bei allem dem sprach Eduard, bilden Ihre Zeichnun-
gen, so wie der Commentar unseres verehrten Gastherrn das
düsterste Nachtstück, welches mir je vorgekommen! indem sich
so gar kein Lichtpunkt unserem Auge zeigt, daß nur Entsetzen
und starres Staunen über die Verworfenheit, welche in der
menschlichen Natur sich offenbaren kann, am Schluß der
tragischen Sage uns bleibt und als Nachklang -- wer mag
es sagen auf wie lange? uns verstimmt.“

„Sie haben das rechte Wort gefunden, sprach die Frei-
frau — ja, verstimmt haben uns Ihre geistvoll erfundenen
und ausgeführten Blätter, lieber Reiner, und Deine Erklä-

rung theurer Gustav war mindestens nicht geeignet unsere Verstimmung aufzuheben.

So seyd nun ihr Frauen! lächelte der Freiherr: „Alles was ihr nicht sogleich durchschaut, was euch befremdlich entgentritt, und Euer angebornes und — laßt mich es sagen! angewohntes Zartgefühl verletzt, das scheltet Ihr verdammungswürdig und zu groß für ein weibliches Ohr. Feierlichst muß ich unsern Maler in Schutz nehmen, feierlichst mich verwahren, daß meine Erklärung seine Skizzen so wie seine Skizzen selbst das Zartgefühl auch des Reinsten verletzen könnten. Gedenkt doch des Ausspruchs des edelsten Dichters der neuern Zeit, Schillers: „Schilberst Du den Teufel, so stelle ihn als Teufel dar!“ Nur diesen Ausspruch hat unser Maler, habe ich befolgt. Uebrigens ist die schwedische Sage von den sieben Todsünden uralt und ganz so wie ich sie erzählte, und nicht genug wundern kann ich mich, daß Keiner so — Zug für Zug — ohne, wie ich gewiß weiß, die alte Sage zu kennen, seine Zeichnungen in vollkommenster Uebereinstimmung mit ihr entwarf. „Der Teufel hat mir die Hand geführt!“ lachte Reiner.

Drei und vierzigste Nacht.

„Da kommt unser eifriger, seiner Kunst beflissener Freund, rief scherzend der Caplan, als der Maler des Abends in den Saal trat, „sogar mir, seinem ältesten Bekannten im Schlosse, hat er heute sein Zimmer verschlossen und sollte, wie billia, uns nun auch sein heutiges Tagewerk zeigen.“

„Ich habe es mitgebracht,“ antwortete der Maler und zeigte eine Skizze vor. Im Vordergrunde eines Gartens stand ein Ritter, an seiner Schulter lehnte ein junges, schönes Weib, in altdeutscher Tracht.

„Diese Erfindung, sprach der Freiherr, ist ganz einfach, wir sehen nichts als ein Paar Liebende, welche wahrscheinlich Abschied von einander nehmen, denn nur so erkläre ich mir die mühsam zurückgedrängte Trauer die aus den Zügen des ernstesten kräftigen Mannes spricht; nur so, den tiefen unverhaltenen Schmerz, welcher sich auf dem schönen Antlitze dieses engelhaften Frauenbildes malt.

„Gut erklärt Herr Baron, versetzte Reiner. Diese Tage strich ich in der Gegend umher, überdenkend was, und wie mein nächstes Bild seyn sollte, da fiel mir die anmuthige Legende von der Genovesa ein und weil sie so viel Stoff für den Maler darbietet, beschloß ich die für mich am malerischsten scheinenden Momente zu skizziren, vielleicht führe ich einige Skizzen später in Del aus.“

„Es müßten gute Fresken werden, wenn ein Maler Talent und Zeit darauf verwenden wollte,“ äußerte Eduard.

„Ich habe bis jetzt wenig Fresko gemalt, sprach Rei-

ner, die Gelegenheit fehlte mir, doch glaub' ich gerade darin etwas zu leisten, weil ich ein richtiger Zeichner bin. Hätte ich Raum in einem großen, im edlen Styl gebauten Schlosse oder in einer Kirche, so würde ich selbst ohne pekuniäre Vortheile aus Liebe zur Kunst mehrere Fresken nach Genovesa malen."

„Auf die Gefahr hin für eigennützig gehalten zu werden, schlage ich Ihnen vor die Gallerie, welche die Flügel des Schlosses verbindet, damit zu schmücken, sprach der Freiherr, wenn sie länger hier verweilen wollen und auf Welt-
ruhm verzichten, denn hier sehen nur wenige Ihre Schöpfung und ein geschmackloser Erbe läßt sie vielleicht überpinseln."

„Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!" antwortete freudig Reiner. Alma und ihre Mutter kannten die Geschichte der Genovesa nicht und Eduard erbot sich, sie zu erzählen um ihre Theilnahme für des Malers Werk zu erhöhen.

Genovesa.

Unter die Zahl der Frauen, die von ihren Männern unschuldigerweise verfolgt worden sind, gehört auch die tugendreiche und geduldmüthige Genovesa, deren Geschick eben so traurig als die Erzählung davon anmuthig ist. Diese Geschichte hat sich zu den Zeiten des Bischofs Hudelfus von Trier zugetragen. Damals lebte im trierischen Lande ein vornehmer Graf, Namens

Siegfried, der mit Genovesa, der Tochter des Herzogs von Brabant, einem sehr reichen und tugendhaften Fräulein, vermählt war. Dieses junge Ehepaar lebte in lauter Liebe und Freundlichkeit beisammen, als der Mohrenkönig Aberosam mit großer Macht in Spanien einfiel und, nachdem er das Land verheert hatte, auch in Frankreich einbrechen wollte. Als nun Martellus, der König in Frankreich, die große Gefahr vor Augen sah, befahl er allen ihm untergebenen Fürsten und Grafen, daß sie ihm Hülfe leisten und gegen den Mohrenkönig streiten sollten. Weil aber das Gebiet von Trier damals zu Frankreich gehörte, so mußte auch der Graf Siegfried mit zu Felde ziehen. Als er sich nun mit den Seinigen zum Feldzug aufmachte und von seiner Gemahlin Abschied nehmen wollte, da war es recht betrübt anzusehen, von welchem Schmerze die Gräfin ergriffen wurde, so daß sie mit ihren bitteren Zähren alle Gegenwärtigen zum Mitleid bewegte. Ja, als ihr der Graf die Hand gab und die letzte gute Nacht sagte, wurde sie von solchem Herzeleid überfallen, daß sie vor Ohnmacht halb todt darnieder sank. Der Graf suchte sie zu trösten, aber alle seine Worte waren traurig. Endlich befahl er sie der heiligen Jungfrau Maria, sie in seiner Abwesenheit zu beschützen. „Auch hinterlasse ich Euch,“ fügte er hinzu, meinen getreuesten Diener, den Golo; dieser wird Euch in meinem Namen auf das eifrigste dienen und für alle Eure Bedürfnisse besorgt sein.“ Genovesa konnte vor Thränen kein Wort re-

den, sondern fiel wieder in den Arm ihrer Dienerinnen. Deswegen wandte sich der Graf Siegfried um ohne weitem Abschied und ritt bitterlich weinend von ihr hinweg.

Der Graf war mit den Seinigen im königlichen Lager angekommen, und alle Fürsten und Herren hatten sich allmählig versammelt. Da zog König Martellus mit sechzigtausend Mann Fußvolks und zwölftausend Reitern gegen das Lager der Barbaren, welche wohl viermal stärker waren. Dennoch verlieh ihm Gott großes Glück und seine Krieger schlugen so tapfer auf den Feind, daß an die hunderttausend Mohren auf dem Platze blieben, während die Christen nur wenig Tausende verloren. Die übrig gebliebenen Feinde sammt ihrem Könige flohen in die Stadt Agion und wehrten sich darin so tapfer, daß die Christen sie dort lange belagern mußten. Dadurch geschah es, daß auch Graf Siegfried länger ausbleiben mußte, als er vermeint hatte, indem sich seine Rückreise über ein ganzes Jahr verschob. Die Gräfin wurde über dieses lange Ausbleiben immer betrübter und hatte keinen andern Trost in der Welt, als in Gott und im heiligen Gebet. Sie führte ein ganz frommes und tugendseliges Leben und hielt auch alle ihre Diener zur Andacht an. Aber der leidige Satan, dem ihre Tugend ganz zuwider war, sann auf alle Weise, wie er sie stürzen und wenigstens vor der Welt in Schande bringen könnte. Dies suchte er durch folgendes Mittel ins Werk zu richten.

Weil der Graf bei seiner Abreise dem Hofmeister Golo seine geliebte Genovesa anempfohlen hatte, der täglich um sie war, und ihr aufwartete; siehe, da entzündete der Böse das Herz dieses jungen Dieners mit einer unlautern Liebe gegen seine Gebieterin und erfüllte sein Herz mit solcher Begierlichkeit, daß er endlich nicht länger an sich halten konnte, sondern auf allerlei Weise anfang, der Gräfin seinen bösen Willen merken zu lassen. Sobald die unschuldige Frau dies bemerkte, sprach sie mit zornigen Worten zu ihm: „Schämst Du Dich nicht, leichtfertiger Diener, Dir solche Gedanken kommen zu lassen, und ist dies die Treue, die Du Deinem Herrn versprochen hast, daß der Dank, den Du ihm für seine Liebe erweistest? Wenn Dich Deine Thorheit nicht gereuen soll, so wage nicht mehr, von solchen Dingen zu mir zu reden!“

Der gottlose Golo erschrak über diese Antwort und wagte lange kein Wort mehr. Die fromme Genovesa aber glaubte, seine bösen Gedanken seien verschwunden und fing wieder an, freundlich mit ihm umzugehen: da wurde seine verkehrte Neigung durch den täglichen Umgang immer mehr entflammt; als sie nun einst ihr eignes Bild, das sie kürzlich für den Grafen hatte malen lassen, beschaute, und Golo von ungefähr dazu kam, fragte ihn die Gräfin, ob er meine, daß diesem schönen Gemälde noch etwas fehle? Da sprach er mit wilder Eier: „Gräfin, diesem Bilde kommt nichts an Schönheit gleich, und doch fehlt ihm Eines, nämlich, daß es

nicht lebend ist und mir, mir eigen gehört!“ Bei diesen frechen Worten stieg der Gräfin der rothe Zorn ins Angesicht und sie schalt ihn so streng, daß er ganz beschämt davon ging. Doch vermochte dieser Verweis das Feuer der Leidenschaft in seinem Herzen nicht auszulöschen, und als einst die Gräfin nach dem Abendmahle allein in dem Schloßgarten wandelte, trat er ihr allgemach näher, schmeichelte ihr mit den süßesten Worten und gab ihr endlich nicht undeutlich zu verstehen, wie er von solchem Liebesbrande verzehrt werde, daß er vor der Zeit sterben müßte, wenn seine Gluth keine Gegenliebe fände.

Ueber so unumwundene Worte wurde die züchtige Gräfin mehr als je entrüstet und schwur ihm ernstlich zu, wenn er ein einziges Mal mit Worten oder Zeichen ein Aehnliches verlangen würde, so werde sie unwiderruflich solches ihrem Herrn und Gemahl berichten. Jetzt merkte Solo freilich, daß er keine Hoffnung habe, das Ziel seiner unlautern Wünsche zu erreichen, darum verkehrte sich seine Liebe in grimmigen Haß und alle seine Gedanken vereinigten sich in dem einzigen, wie er sich an der Gräfin rächen könnte. Er lauerte auf all ihr Thun und Lassen, und endlich entdeckte er, daß sie eine besondere Zuneigung für einen ihrer Röche zeigte, mit Namen Drago, weil dieser in aller seiner Einfalt ein frommer und andächtiger Mann war. Diesem gottseligen Menschen war die Gräfin mehr gewogen, als allen andern Hofdienern: so oft sie vorüber ging, redete

sie ihn an, und wo sie ihm einen Gefallen thun, oder ihn in einer Widerwärtigkeit trösten konnte, da that sie es mit herzlichem Wohlgefallen. Der unreine Golo aber legte dieses ehrbare Wohlwollen nach seiner wilden Liebe aus und fand in ihm die rechte Gelegenheit, seine Gebieterin zu verklagen. Zuerst eröffnete er zu wiederholten Malen vertrauten Freunden, daß ihm das liebevolle Betragen der Gräfin gegen den Koch sehr verdächtig vorkomme, und daß er fürchte, es möchte zu einem übeln Ende ausschlagen. Er bat sie auch, etwas genauer Achtung zu geben und die Liebkosungen der Frau zu beobachten, sie würden dann selbst sehen, was von dieser Vertraulichkeit zu hoffen sey. Mit dergleichen Worten wußte er die Tugend der Gräfin bei einigen Dienern zu verdächtigen und richtete so viel aus, daß er endlich einige auf seine Seite brachte. Einmal sagte er dem Koch, die Gräfin, die damals allein auf ihrem Zimmer war, verlange nach ihm. Der ehrliche Mensch glaubte dieses und eilte zu Genovesa. Da kam denn der Golo herbei, überraschte den Koch bei der Gräfin und ging ohne ein Wort zu sprechen, wieder zu dem Zimmer hinaus. Ihm folgte der Koch auf dem Fuße, sobald er vernommen, daß die Gräfin ihn nicht gerufen hätte. Sogleich berief Golo seine Vertrauten und klagte ihnen mit erheucheltem Zorne, daß der Koch bei der Gräfin im Gemache getroffen worden sey. „Was ist hier Rathes, meine lieben Freunde,“ sagte er, „was Rathes? Wenn wir dem Uebel nicht

abhelfen, wird ein größeres daraus werden und wir werden bei der Zurückkehr unsers Herrn nicht bestehen können. Ich bin gewiß, der elende Koch hat unsere Herrin bezaubert und ihr einen Liebestrunk unter die Speisen gemischt, und deßwegen kann sie nicht von ihm lassen, wenn es ihr auch Ehre und Leben kosten sollte. Darum ist es wohl rathsam, daß man den Koch ins Gefängniß werfe, die Gräfin aber in so weit beaufsichte, daß ihr der Zugang zu dem Menschen versperrt sey."

Die Freunde erwiederten dem Hofmeister, weil ihm der Graf die Sorge für die Gräfin aufgetragen habe, so solle er thun, was ihm am rathsamsten zu seyn dünke. Hierauf ließ Golo den Koch rufen, fuhr ihn mit rauen Worten an und warf ihm vor, daß er die Gräfin bezaubert und Liebespulver in ihre Speisen gemischt habe, darum verdiene er in Eisen geschmiedet und in den tiefsten Thurm geworfen zu werden. Vergebens schwur der erschrockene Drago, daß er an solcher Sünde ganz unschuldig sey und nahm Himmel und Erde zu Zeugen, daß ihm niemals in den Sinn gekommen, sich so an seinem Herrn, dem Grafen, zu versündigen: er ward in Bande und Kerker geworfen und ging nicht eher wieder daraus hervor, als bis man ihn todt herausstrug.

Mit dieser Grausamkeit war der ruchlose Golo noch nicht zufrieden, sondern er stürmte mit einigen seiner Helfershelfer in das Zimmer der Gräfin und rief ihr zu, daß er ihrer verdächtigen Gemeinschaft mit dem Koche

Drago nun genug zugehört habe und, wenn er vor seinem Herrn bestehen wollte, dieses Vergerniß nicht länger dulden könne. Darum sollte auch sie, die den Bund der Ehe gebrochen, ins Gefängniß gelegt und vor weiterer Verfügung des Grafen nicht aus demselben entlassen werden. So wurde die hohe Gräfin, die im achten Monate schwanger ging, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, vielmehr wegen Vertheidigung ihrer Unschuld, von ihrem eigenen Diener, der ihr zum Schutze beigegeben war, gefangen geführt und in einen festen Thurm verriegelt.

„Ich habe die Geschichte der Genovesa als Kind von meiner Amme gehört, sie in einem Löschpapiernen Büchlein gelesen, als ich kaum sieben Jahr alt war und noch hat sie für mich den Reiz und Zauber nicht verloren, welchen sie beim ersten Anhören für mich hatte,“ sagte der Caplan.

„Es liegt so viel einfache Größe in dem Charakter der Genovesa, diese ist wohl der Hauptwerth der ganzen Legende,“ meinte Franz.

„Gewiß — Genovesa handelte unklug, daß sie sich nicht schlauer vertheidigte oder entfloh, aber ihr tragisches Geschick ist eben so poetisch, als ihre Schutzlosigkeit und Einsamkeit rührend,“ sprach der Maler.

Die Frauen, welche theilnehmend zugehört hätten, versicherten, daß ihnen diese Begebenheit vollkommen wahr erscheine und Genovesa's Schicksal sie eben so interessire, wie das einer Freundin, nur die sichtbare Ermüdung des Frei-

herrn hielt sie ab, jezt um die Fortsetzung dieser Geschichte zu bitten.

Vier und vierzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Legende.)

Genovesa erzählte den einsamen Kerkerwänden ihre Unschuld und die heiligen Engel trugen ihre Klage vor Gottes Thron. Niemand besuchte sie in dem finstern Thurm, als die Säugamme des bösen Hofmeisters, welche der gefangenen Gräfin täglich eine geringe Nahrung brachte. Endlich erschien auch Solo selbst zu wiederholten Malen und wendte alle Mittel an, das reine Herz seiner unlautern Liebe geneigter zu machen. Er drang mit guten und bösen Worten in sie; er lockte mit Verheißungen und schreckte mit Drohungen; er schmeichelte ihr, als ein erfahrener Buhler; und doch richtete er mit allen diesem nichts weiter aus, als die Gräfin immer standhafter zu machen. Als er nun einst gar seinen Arm um sie schlingen wollte, da stieß sie ihn mit starker Faust von sich und sprach zu ihm: „Du Bösewicht! ist es Dir nicht genug, daß Du mich Unschuldige in den Kerker geworfen hast, willst Du mich auch noch um meine Ehre und um meine Seligkeit bringen? Doch sey versichert, daß Du Dich betrogen findest;

denn ich bin bereit, lieber tausendmal zu sterben, als das geringste wider meine Ehre und meine Frauenunschuld zu begehen!" Durch diese Sprache hätte Golo billig abgeschreckt werden sollen; dennoch gab er seine Hoffnungen nicht auf, sondern bestach seine Amme durch das Versprechen großer Vergeltung, wofern sie etwas bei der Gräfin ausrichten könnte, daß das lose Weib, so oft es der Gefangenen Speise brachte, ihr mit Worten anlag, sie sollte dem Hofmeister doch wenigstens freundliche Worte geben, damit sie ihrer Gefangenschaft ledig, oder zum mindesten mit besserer Nahrung versorgt würde. Aber die standhafte Frau war entschlossen, lieber im Kerker Hungers zu sterben, als ihren Gott zu erzürnen und ihr Gewissen zu beflecken.

Inmittelst nahte die Zeit ihrer Entbindung heran, und die geängstete Frau bat ihre Aufwärterin, die Säugamme, ihr doch nur ein Paar Frauen zu verschaffen, die ihr bei dieser ersten Geburt beistehen könnten. Das böshafte Weib verwilligte ihr nicht nur dieses nicht, sondern sie gab ihr nicht einmal eine Windel, das Kind, dessen sie genesen sollte, darein zu wickeln. So war Genovesa in der Stunde der Geburt ganz verlassen; doch gebat sie leicht und ohne Gefahr einen feinen, kräftigen Sohn, den sie, weil sie keine Windeln hatte, in ein Handtuch, das man ihr gelassen, einzuwickeln genöthigt war. Nun bat sie inständig, daß man das arme Kind zur heiligen Taufe tragen möchte; weil ihr aber auch dieses verweigert wurde, taufte sie es selbst.

und gab ihm den Namen Schmerzenreich. Darnach nahm sie es auf ihre Arme, drückte es an ihr Herz, begoß es mit ihren Zähnen und sprach mit großem Mitleiden: „Ach Du mein armes Kind, Du mein einziger Schatz! Mit Recht nenne ich Dich Schmerzenreich; denn mit Schmerzen habe ich Dich unter dem Herzen getragen und mit Schmerzen geboren; aber mit noch größeren Schmerzen werde ich Dich erziehen; mit unsäglichem Schmerz werde ich Dich verschmachten sehen; denn aus Mangel an Nahrung werde ich Dich nicht sättigen können; habe ich doch kaum selbst so viel, mein Leben zu erhalten! Du armer Schmerzenreich, Du unglückliches Kind!“

Die von Golo aufgestellte Wärterin brachte inzwischen die Nachricht, daß von nun an zwei Gefangene in dem Kerker seyen, daß die arme Gräfin vor Herzeleid fast verschmachte und daß ihr wohl eine bessere Labung zu adnnen wäre, damit sie sich und das schwache Kind er- te. Aber der unbarmherzige Mann hatte n- leid mit der trostlosen Kindbetterin, als wenn sein Kind und Junge geworfen hätte; denn er hoffte durch dieses äußerste Elend sie zu seiner Liebe zu zwingen. Doch, damit sie nicht gar verschmachtete, ließ er ihr etwas mehr Brod geben, als zuvor; sonst aber neben dem Wasser gar nichts weiter, und anstatt des Trostes speiste sie der Unmensch mit Schmähworten.

Von Allen aufgefordert, fuhr Eduard die folgende Nacht fort:

Fünf und vierzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Legende.)

Von allem dem, was vorgegangen war, hatte der Graf Siegfried noch nichts vernommen, denn aus Furcht vor dem Hofmeister wagte Niemand aus dem Schlosse, ihm etwas davon zu schreiben. Seine Abwesenheit verzögerte sich auch noch länger, als er gehofft hatte, weil er vor Agion eine Wunde bekommen, die gar langsam zu heilen war. Damit nun Golo die Mißhandlung der Gräfin bei ihm rechtfertigen möchte, fertigte er zwei Monate nach Genovesa's Niederkunft einen Diener ab, der dem Grafen die Botschaft von Allem, was sich ereignet hatte, überbringen sollte. Der Inhalt des Briefes, den er an den Grafen schrieb, war dieser: „Eндiger Herr! Wenn ich nicht fürchtete, Euch zu betrüben, so wollte ich Eurer Gnaden eine Sache, welche ich mit allem Fleiß zu verhehlen suche, in diesem Brieflein offenbaren. Alle Hausgenossen und sonderlich der Ueberbringer dieses, haben sich mit mir die äußerste Mühe gegeben, ein großes Unheil zu verhüten; dennoch hintergangen worden, dafür bedarf ich kein anderes ist alle meine Aufsicht durch die List der Boshaften Zeugniß, als daß mir alle Schloßbewohner geben können, wodurch hoffentlich meine Treue außer Argwohn gesetzt und mein Dienstleister beglaubigt werden wird. Belieben' dafür Euer Gnaden von dem Boten,

den ich sende, ausführlichen Bericht anzunehmen und seinen Erzählungen vollen Glauben zu schenken und mir durch denselben Diener Euern Befehl kund zu thun, wie ich mich in dieser schweren Lage verhalten soll."

Diesen Brief erhielt der Graf gerade damals, als er in einer Stadt im Languedoc die Wunde, die er empfangen hatte, heilen ließ. Er ward durch diese Nachricht so entrüstet und verstört, daß seine Wunde nur unheilbarer und der Schaden größer wurde. Der Diener erzählte ihm nämlich ausführlich, was für verdächtige Gemeinschaft die Gräfin mit dem Koch die ganze Zeit über gehabt und wie der Hofmeister sie allein mit ihm in der Kammer überrascht habe. Weil sie nun beide auf öfteres Vermahnen nicht von einander hätten lassen wollen, so habe sich der Hofmeister genöthigt gesehen, sie von einander zu trennen und in zwei verschiedene Gefängnisse sperren zu lassen. Hier im Kerker habe sie einen Sohn geboren und alles im Schlosse wisse, wessen das Kind sey! Der Graf fragte, zu welcher Zeit die Gräfin das Kind geboren hätte. Da sprach der Diener fälschlich, es sey erst ein Monat verflossen, wiewohl sie schon vor zwei Monaten geboren hatte. Da fing der Graf an zu rasen, als wenn er wahnsinnig wäre und lästerte die Gräfin sammt dem Koch Drago, als ob sie die schlimmsten Ehebrecher wären. „Du verruchtes Weib,“ sprach er, „sollst Du die versprochene Treue so schändlich brechen? Und stellst Dich bei mir an, als wenn Du ganz heilig wärest!“ In sol-

den Worten machte sich sein Zorn Luft, und nachdem er sich lange besonnen, auf welche Weise er den begangenen Ehebruch abstrafen wollte, schickte er den Diener mit dem ausdrücklichen Befehle zurück: Solo solle die Gräfin so eng einschließen, daß niemand mit ihr reden, noch zu ihr kommen könne. Den ehebrecherischen Koch aber sollte er mit der Marter hinrichten lassen, die seine Missethat verdient habe.

Mit diesem ungerechten Befehl eilte der Abgesandte nach Hause und Solo wußte ihm großen Dank, daß er seinen Auftrag so treulich ausgerichtet habe. Damit nun die Hinrichtung Drago's kein Aufsehen verursachte, ließ er dem armen unschuldigen Koch Gift in seine Speisen mengen, und als er daran jämmerlich gestorben, denselben mit sammt den Ketten, in denen er gefangen lag, in einer abgelegenen Grube beerdigen. Die Gräfin aber brauchte nicht enger eingeschlossen zu werden, als sie zuvor war, weil ja von Anfang an niemand als Solo und seine falsche Amme zu ihr gekommen war. Und doch war der Bösewicht mit dieser grausamen Behandlung noch nicht zufrieden, denn er fürchtete immer, seine List und Falschheit möchte durch Genovefa endlich an den Tag kommen. Auch fehlte es nicht an Leuten im Schlosse, welche über die ungerechte Hinrichtung des Koches und das schwere Gefängniß der Gräfin aufgebracht waren; dazu lief die Nachricht ein, daß der Graf Siegfried von dem König in Frankreich seinen Abschied erhalten habe und bereits auf der Rückreise begriffen

sey. Den Golo überlief ein kalter Schweiß, er mußte sich kurz besinnen, was in dieser mißlichen Lage anzufangen sey. Deswegen setzte er sich eilends zu Pferde und ritt seinem Herrn entgegen; aber er traf ihn nicht eher, bis er schon zu Straßburg angekommen war.

In dieser Stadt wohnte eine alte Frau, die einen Schein von Heiligkeit von sich gab und für eine sehr gottselige Matrone gehalten wurde; es war die Schwester der Säugamme Golo's, daher sie denn auch diesen seit vielen Jahren kannte. Zu ihr begab sich der Bösewicht, ehe er zu seinem Herrn, dem Grafen ging und erzählte ihr den ganzen Verlauf der Sache: zugleich verlangte er von ihr, sie sollte gestatten, daß er den Grafen gegen Abend zu ihr brächte, da sollte sie ihm durch Kunst eine Vorspiegelung machen, daß er glaube, die Gräfin habe mit dem Koch gesündigt. Dafür gab er ihr ein Stück Geld, und dann verfügte er sich zu dem Grafen, ihn zu bewillkommen. Nach Gruß und Gegengruß nahm ihn sein Herr bei Seite und forderte vollständigen Bericht über den bösen Zustand, in welchem sich sein Haus befände. Der listige Golo stellte sich, als könnte er vor Leid kaum reden, und falsche Thränen gaben seinen Lügen einen Schein der Wahrheit. Er erzählte der Länge nach, nicht was die fromme Gräfin begangen, sondern was seine Bosheit ihr angelichtet hatte, und das mit so wohl ausgedachten Beweisen, daß der gute Graf allmählig glaubte, es müsse Alles wahr seyn. Golo unterließ auch nicht hinzuzu-

fügen, daß er den Koch ohne öffentlichen Prozeß habe hinrichten lassen, damit die Schande der Gräfin desto mehr bedeckt bleiben möchte.

Der Graf hörte Alles mit tiefem Kummer an und verlangte immer wieder neue Beweise; als nun der Falsche bemerkte, daß seinem Herrn Zweifel aufstiegen, und er in seinen eigenen Worten gefangen zu werden fürchtete, sprach er zu demselben:

„Gnädiger Herr, solltet Ihr etwa gegen meine Worte Mißtrauen hegen, so ist in dieser Stadt eine ehrwürdige Frau, die wegen ihrer Gabe, verborgene Dinge zu offenbaren, berühmt ist, wolltet Ihr dieselbe umständlich befragen, so würdet Ihr gewiß durch sie vollständig vom Verlauf der Sache unterrichtet werden.“ Siegfried ließ sich den Vorschlag gefallen und ging mit einbrechender Nacht von seinem Hofmeister begleitet, zu der Betrügerin. Dieser erzählte er offen, daß er einen Verdacht gegen seine Gemahlin hege und bat sie, ihm vermöge ihrer Einsicht in die verborgenen Dinge, zu entdecken, was sich zwischen der Gräfin und dem Koch zugetragen habe.

Die Frau erwiderte mit erbeuchelter Demuth: sie sey keine Heilige; so viel ihr jedoch Gott in dieser Sache offenbaren würde, wolle sie ihm gern entdecken. Alsdann führte sie beide Männer in einen dunkeln Keller hinab, in welchem ein grünes Licht brannte, das einen blauen Schein von sich gab. Hier beschrieb sie mit ei-

nem kleinen Stabe zwei Kreise auf dem Boden und stellte den Grafen in deren Mitte. Hierauf warf sie einen Spiegel in ein Geschirr voll Wasser, murmelte darüber so ungewöhnliche Worte, daß dem Grafen ein Schauer ankam und ihm die Haare gen Berg zu stehen anfangen. Nach diesem drehte sie sich dreimal vor dem Geschirre um, hauchte dreimal darein, rührte es mit den Händen um und sprach einen wunderlichen zauberischen Segen darüber. Auf ihr Geheiß blickte jetzt der Graf in das Wasser. Da glaubte er in dem Spiegel die Gestalten zweier Personen zu entdecken, die zärtlich mit einander sprachen, und je länger er hineinblickte, desto mehr war ihm, als gliche die Frau, die einen Mann mit lächelndem Angesicht liebevoll, seiner Gemahlin Genovefa, und als wäre der Mann sein Koch Drago. Doch sagte der Graf noch mit freundlichen Worten: „Ich sehe nichts Unrechtes.“ — „Gut,“ setzte die Zauberin hinzu, „wir wollen nun weiter sehen, ob es Gott vielleicht gefalle, uns ein Mehreres zu zeigen.“ Sie wiederholte dann die vorige Ceremonie und hieß den Grafen abermals ins Wasser sehen. Da mußte er mit eigenen Augen schauen, wie die Gräfin mit küssenden Händen dem Koch über die Wangen glitt und wiederholt ihm einen zärtlichen Kuß auf die Lippen drückte. Darüber wurde der Graf sehr schamroth und wartete mit Angst, was zum drittenmal in dem Spiegel erscheinen würde. Als er nun nach den alten Ceremonien zum letztenmal in den Spiegel sah, ward er zu seinem

111

Entsetzen gewahr, daß der Koch mit seiner Gemahlin schändlicher Weise sündigte.

Da kochte das Herz des Grafen von Rachgier. Er rief seinem Hofmeister zu: „Golo! reite voran und laß die Ehebrecherin sammt dem Bastard eines schimpflichen Todes sterben! Ich will sie nicht mehr am Leben treffen, wenn ich ankomme!“ Wer war froher, als der rachgierige Golo, da er diesen Befehl vernahm. Er flog auf seinem Roß nach Hause, besprach sich schnell mit der Säugamme und theilte ihr im geheimsten Vertrauen das Bluturtheil mit. Doch sollte sie keinem Menschen etwas davon wissen lassen, damit unter den Freunden der Gräfin und im Schlosse kein Aufruhr entstände. Als Golo dieß seiner Amme anvertraute, war niemand in der Stube, als die kleine Enkeltochter der Frau, vor welcher sich Beide wenig scheuten. Nun war das Mädchen wohl noch ganz klein, aber klug, und der Gräfin, die es vom Hörensagen kannte und bemitleidete, mit mehr Neigung zugethan, als seiner böshafsten Großmutter. Dieß Mägdlein schlich sich sogleich nach dem Kerker, stellte sich vor das kleine Fenster, durch das der Gräfin das Brot und Wasser hineingereicht wurde und weinte so bitterlich, daß Genovesa es hörte und darüber erschrocken an das Fenster trat. Sie fragte das Mädchen mit freundlicher Stimme, warum sie denn so weine. Da antwortete das Kind: „Gnädige Frau! Euer großes Elend treibt mir diese Zähren aus den Augen, denn es ist mit Euerem Leben aus; Golo hat von

unserm Herrn Befehl, Euch hinzurichten.“ Die Gräfin dachte nicht an sich, sondern nur an ihren Säugling: „Und wie wird es meinem Kinde gehen?“ fragte sie. „Nicht besser als Euch.“ erwiderte das Mädchen schluchzend.

Jetzt erst erschrak die arme Gräfin so, daß sie fast in Ohnmacht sank. Als sie wieder zu Sinnen gekommen, fing sie an, laut zu weinen und zu beten und rief: „Ach, mein Gott, hilf mir! Erlöse mein Kind und mich vom grimmigen Tode!“ Dann sprach sie zu dem Mägdlein: „Mein liebes Kind! geb’ doch schnell in mein Zimmer und bringe mir Papier, Feder und Dinte; für Deine Mühe nimm Dir von meinen Kleinodien, soviel Dir beliebt. Da hast Du den Schlüssel zu Allem.“ Das Mädchen brachte das Verlangte und nun schrieb Genovesa einen Brief folgenden Inhalts:

„Gnädiger Herr, herzogliebter Gemahl! Da mir zu Ohren gekommen ist, daß ich auf Euern Befehl sterben soll, so wollte ich Euch mit diesen Zeilen noch gute Nacht sagen und einen freundlichen Abschied von Euch nehmen. Ich will gerne sterben, wenn Ihr es befiehlt, obgleich es mich bitter kränkt, daß Ihr mich, die Unschuldige, zum Tode verurtheilet. Die Ursache, warum ich sterbe, ist die, daß ich meine Euch gelobte Treue nicht brechen und dem schändlichen Golo, Eurem Hofmeister, nicht willfahren wollte. Doch messe ich Euch, meinem Herrn, keine andere Schuld zu, als daß Ihr meinen Anklägern zu leichtem Glauben geschenkt und mir

zur Verantwortung keine Gelegenheit gegönnt habt. So kann ich nur vor Gott bezeugen, vor dessen strengem Gericht ich morgen schon erscheinen werde, daß ich mein Lebenlang an keinen Mann gedacht habe, als an Euch. Mein Trost bleibt, daß dereinst ein Tag aufgehen wird, an dem meine Unschuld hervorkommen und meiner Ankläger Falschheit offenbar werden wird. Gute Nacht, gnädiger Herr! liebster Freund! Ich verzeihe Euch von Herzen; ja, noch nach meinem Tode will ich Gott bitten, daß mein unschuldiges Blut keine Rache über Euch, noch über meine Ankläger schreie. Dies schreibe ich mit zitternden Händen und fließenden Augen, denn in meinem Herzen wohnt der Tod und erfüllt mich mit Schrecken. Eure bis in den Tod getreue und um der Treue willen zum Tode verdamnte Genovesa."

Dies Briefchen gab sie dem Mägdlein, daß es dasselbe heimlich in das Gemach der Gräfin legen und keinem Menschen ein Wort davon offenbaren sollte. Die ganze folgende Nacht verlebte sie in eifrigem Gebet und befahl Gott ihren schweren Kampf und bevorstehenden Tod.

„Unbegreiflich scheint es mir," sagte Alma, als Eduard schwieg, „ja unmöglich, daß Graf Siegfried, welcher seine Gemahlin doch kennen mußte, dem Golo so schnell Glauben schenkte, ohne Genovesa vorher gesehen zu haben."

„In unsern Tagen würde sich freilich ein Mann nicht auf solche Weise rächen, selbst wenn er von der Untreue seiner Gemahlin die deutlichsten Beweise hätte — daß Sieg-

fried eher der Gattin als dem Freunde mißtraute, liegt in der Zeit, jede Zeit hat ihren eignen Charakter, und fast in jedem Jahrhundert nehmen sie eine andere Stellung ein," antwortete der Maler.

„Ja wohl!" rief der Caplan, „die Frauen haben abwechselnd, wie es die Sitte mit sich brachte, die größte Verehrung und wieder viele Beweise, daß die Männer sie für untergeordnete Wesen hielten, empfangen. Man hat auf ihre Drakel gehört und sich ihres Rathes bei öffentlichen Angelegenheiten bedient und wieder hat man sie in die Häuser eingesperrt und ihnen jede höhere Fähigkeit abgesprochen."

„Jede Nation ehrt und liebt sie auf andre Weise, und ohne einzelnen Frauen ihre Glorie rauben zu wollen, behaupte ich doch, das Mittelalter war reicher an duldsamen, sanftern Frauen, als unsre Zeit, ja ich meine mit Gewißheit annehmen zu können, daß es vermöge der jetzigen Erziehung keine Genovesa und Griseldis mehr geben kann."

„Griseldis? Wer ist, was t h a t Griseldis?" fragte Alma.

„Sie duldete nur, und wenn Sie es wünschen, erzähl' ich Ihnen später die Geschichte der Griseldis."

Die Freifrau sagte: „Sie haben durch das, was Sie über die Frauen sagten, schwerlich den Dank der Frauen unsrerer Zeit erworben, aber ich gebe zu, daß Sie nicht Unrecht haben. Um über Genovesa's Handlungs- und Duldungs-Weise mehr sagen zu können, müßte ich erst das Ende der Geschichte wissen."

Hierauf stand sie auf und gab dadurch der Gesellschaft das Zeichen aus einander zu gehn.

Sechs und vierzigste Nacht.

Früher als gewöhnlich mußte Eduard diese Nacht seine Erzählung beginnen, denn Frau von Runsitten und Alma wollten sogleich wissen, wie es der unschuldigen Genovesa weiter ergangen sey.

Er erfüllte ihren Wunsch und begann:

Am andern Morgen in aller Frühe berief Golo zwei von seinen getreuesten Dienern und eröffnete ihnen den ernstlichen Befehl seines Herrn. Er hieß sie deshalb die Gräfin sammt dem Kinde in einen Wald hinauszuführen, daselbst umbringen und zum Wahrzeichen vollbrachten Befehls ihre ausgestochenen Augen mitbringen. Wenn sie dies thun würden, wollte er ihre Treue reichlich belohnen, widrigenfalls mit Weib und Kindern umbringen lassen. Die Diener unterwarfen sich dem Befehl und gingen alsbald zu der Gräfin Genovesa ins Gefängniß. Hier legten sie ihr ein schlechtes Kleid an, bedeckten ihr Angesicht, damit man sie nicht erkennen sollte, und befahlen ihr, in tiefster Stille ihnen zu folgen. Da ging die arme Genovesa wie ein unschuldigee Schaaf zur Schlachtbank und that ihren Mund nicht auf, sich mit einem einzigen Wörtlein zu beklagen: sie trug ihr kleines Lamm, ihr Söhnlein, auf den Armen und drückte es ohne Unterlaß an ihr Herz und flüsterte über demselben: „Ach Du mein herzlichsteß Engelein, dürfte ich Dich nur so lang noch auf

meinen Armen tragen, als ich Dich unter meinem Herzen getragen habe; nun aber mußt Du sterben, ehe Du weißest, was schuldig seyn heißt und mußt als schuldig leiden, da Du doch niemals eine Schuld begangen hast!“ Die Diener hörten diese leise Worte und ihr Herz wurde weich, so daß sie ein wahres Mitleiden mit Beiden hatten und es ihnen sehr schwer fiel, den Befehl ihres Herrn zu vollstrecken.

Nachdem sie nun den Wald und einen geeigneten Ort in demselben erreicht hatten, da sagten sie der Gräfin, ihr Herr habe verordnet, sie wegen vollbrachten Ehebruchs hinzurichten und der Hofmeister Golo habe ihnen anbefohlen, dieses Gebot zu vollbringen. Darum sollte sie dieses grausame Schicksal nicht ihnen, den Dienern, zuschreiben und sich zu einem seligen Tode bereiten. Genovesa, dem Befehl ihres Herrn gehorsam, kniete demüthig nieder und betete zu Gott aus dem Innersten ihres Herzens. Inmittelst ergriffen die Diener das unschuldige Kind, zogen ihre Messer hervor und wollten ihm den Hals abschneiden. Als die erschrockene Mutter dies sah, sprang sie von ihrem Gebet auf, fiel den Dienern in die Arme und rief mit gebrochener Stimme: „Haltet ein, haltet ein, o lieben Leute, schonet doch des unschuldigen Blutes und wenn Ihr das arme Kind tödten wollt, so bringet mich zuvor um, damit ich nicht gezwungen werde, zweimal zu sterben!“ Die Diener erhörten diese Bitte und hießen sie ihren Hals entblößen und zum Streiche darstrecken.

Genovefa schauerte bei diesen Worten zusammen, sie zitterte an allen Gliedern; doch sprach sie mit thränen- den Augen: „Ich bin bereit zu sterben, aber glaubet mir, gute Männer, daß Ihr Euch gröblich an mir ver- sündigt, denn ich bezeuge vor Gott, daß ich unschuldig bin, daß ich fälschlich von dem Hofmeister verklagt wor- den, weil ich seinen bösen Willen nicht thun wollte. Glaubet mir auch: wenn Ihr mich schonet, so wird es Gott Euch und Euern Kindern vergelten; bringet Ihr mich aber um, so wird mein unschuldiges Blut über Euch und Eure Kinder Rache schreien.“

Durch diese Worte wurden die Herzen der Diener so bewegt, daß es Ihnen unmöglich war, der Gräfin ein Leid anzuthun; sie sprachen deswegen beide auf ein- mal mit freundlichen Worten zu ihr: „Gnädige Frau! Uns ist zwar bei Lebensgefahr befohlen, Euch hinzu- richten; dennoch, wenn Ihr uns versprechen wollet, nimmermehr unter die Menschen zu gehen, sondern Euch in dieser oder jener andern Wildniß verborgen aufzu- halten, so möget Ihr in Gottes Namen hingehen und unser in Eurem Gebet eingedenk seyn!“ Die Gräfin hob ihre Augen gen Himmel, erhob sich freudig, ver- sprach den Dienern, was sie verlangten, mit allem Ernste, und dankte ihnen von ganzer Seele für die er- zeigte Barmherzigkeit. Die Diener stachen nun einem Windspiel, das mit ihnen gelaufen war, die Augen aus und überbrachten dieselben ihrem Herrn als Beweis ih- rer betrübten Mordthat. Den Golo grauste jedoch, die

Augen der Frau zu sehen, die er geliebt hatte; er sprach daher abgewendet, „sie sollten die Augen voll Ehebruchs den Hunden vorwerfen!“

Sieben und vierzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Legende.)

Die gerettete Genovesa, verlassen von allen Menschen, ging in dem wilden Wald herum und suchte einen Ort, wo sie vor dem Unwetter geschirmt sich aufhalten könnte: sie fand aber den ganzen langen Tag keinen, sondern wurde genöthigt, unter einem Baume ihre Nachtherberge zu nehmen. So brachte sie die kalte Nacht unter Frost und vieler Furcht hin ohne allen Schlaf, die weinenden Augen und zitternden Händen Himmel gewendet. Als der Morgen anbrach, stand sie auf und nahm ihr Kind das auf ihrem Schooße geruht hatte, auf den Arm, dann ging sie abermals den ganzen Tag im Walde umher, eine gelegene Höhle, oder auch nur einen hohlen Baum zu suchen, um darin zu wohnen. Aber es war wieder vergebens. Da sie nun zwei Tage nichts gegessen und getrunken, so war

ihr Hunger und Durst so groß, daß sie die rohen Wurzeln der Kräuter auszuraufen anfang, sich daran zu erfrischen. Die zweite Nacht brachte sie wieder ohne Schlummer und voll Angst unter einem Baume zu. Endlich den dritten Tag, als sie noch tiefer in die Wildniß hineingegangen war, fand sie im Felsgestein eine Höhle und nächst dabei ein kleines Quellbrünnlein. Die Gräfin nahm diese Wohnung an als von Gott bescheert und setzte sich vor, ihr übriges Leben in der Höhle zuzubringen. Sie machte sich ein Bett aus Baumzweigen und Laub und suchte sich von Tage zu Tage frische Wurzeln zur Nahrung. Weil sie aber ein so gar kümmerliches Leben führen mußte, so ging ihr bald die Muttermilch aus und ihr armes Kind trank an der leeren Brust so lange, bis endlich Blut statt der Milch floß; und weil es keine Nahrung mehr bekam, so fing es an zu verschmachten. Sein klägliches Wimmern ging der Mutter so tief ins Herz, daß auch sie vor Leid sterben zu müssen meinte. Sie legte es verzweifelnd unter einen Baum und ging weit davon, wo sie es nicht hören und sehen konnte. Dort kniete sie mit aufgehobenen Händen nieder und rief den gütigen Gott so inbrünstig an, daß er sie erhören mußte. „Mein Gott und Erlöser,“ sprach sie, „können deine gnädigen Augen ohne Mitleiden ansehen, wie dieses unschuldige Kind verschmachten muß? Siehe doch an, barmherziger Gott, wie das arme Lamm vor deinen Augen liegt und mit seinem milden Weinen dich so innig um die nöthige

Nahrung ruft. „Ach erbarme dich über die Waise, der ihr Vater so hart ist und die Mutter nicht helfen kann. Ich habe ja keinen Trost mehr auf Erden als dies mein einziges Söhnlein. Nimmst du es mir, so muß ich gar vertrauern in dieser öden Wildniß. Darum gib es mir wieder barmherziger Gott, gewiß, ich will es dir zur Ehre und zu deinem Dienst aufziehen.“

Kaum hatte die weinende Mutter dieses Gebet geendigt, da lief eine Hirschkuh auf sie zu, die sich wie ein zahmes Thier anstellte und freundlich um sie herstrich, gleich als wollte sie sagen: „Siehe, mich hat Gott gesendet, dein Kindlein zu ernähren.“ Genovefa erkannte mit freudigem Staunen die Fürsorge Gottes, sie eilte zurück zu ihrem Kinde, und da die Hirschkuh ihr nachlief, so legte sie das Kind an die Zitzen des Wildes und ließ es so lange saugen, bis es gesättigt war. Durch diese himmlische Wohlthat wurde die gute Gräfin so erfreut, daß sie sich auf die Knie niederwarf und mit vielen süßen Thränen dem gütigen Gott Dank sagte, und in Demuth um Fortsetzung seiner Hülfe flehte. Ihr Gebet wurde erhört: die Hirschkuh kam täglich, so lange beide in der Wüste waren, zweimal, das Kind zu säugen. Dies war die einzige Hülfe, welche das schuldlose Kind sieben ganze Jahre lang vor den Kreaturen empfing, während seine Mutter von Wurzeln und Kräutern leben mußte. Ihre Grafenwohnung hatte sie mit der wilden Ginde vertauscht, ihr schönes Zimmer mit einer finstern Kluft, ihre reichbeladene Tafel mit wil-

den Kräutern, ihre Kammerjungfrauen waren die unvernünftigen Thiere: statt auf ihr weiches Ruhebett legte sie sich des Nachts in Laub und harte Reiser; anstatt ihrer kostbaren Perlen hatte sie bittere Zähnen und für Lust und Kurzweil nichts als Leid und Traurigkeit. Im Sommer war zwar ihr Elend noch erträglich, im Winter aber quälte sie die Kälte, die Nahrung aus der Erde war kaum aufzutreiben: wenn sie trinken wollte, so mußte sie das gefrorne Eis so lange im Munde halten, bis es schmolz; wenn sie Wurzeln suchen wollte, mußte sie den tiefen Schnee hinwegräumen und gar mühselig mit einem Holz in die gefrorene Erde hineingraben; wollte sie sich erwärmen, so mußte sie die eiskalten Hände so lange zusammenschlagen und reiben, bis das Blut wieder kam. Und die langen Winternächte, die kein Ende nehmen wollten, mußte sie mit ihrem kleinen Knaben in der schwarzen Höhle durchleben. Doch waren alle Schmerzen, welche die Gräfin aus eigener Bedrängniß litt; gering gegen den Kummer, den ihr mütterliches Herz über das Elend ihres Kindes empfand.

Dieses fing allmählig an heranzuwachsen und sein eigenes Elend zu empfinden. Wie oft drückte die Mutter ihren Schatz an die Brust, um seine kleinen von Kälte erstarrten Glieder zu erwärmen! Und wenn sie dann sah, wie sein ganzer Leib von Kälte bebte, so wußte sie vor Trauer sich nicht zu halten und mußte unaufhörlich weinen und das arme Kind weinte mit, als es seine Mutter so traurig sah. Allmählig jedoch

gewöhnte sie sich an große Mühseligkeiten und auch der Knabe ward abgehärtet und stark. Da dankte sie Gott, daß er sie mit ihm aus der Gefahr der Welt errettet und in die Wüste geführt hatte. Die meiste Zeit brachte sie im heiligen Gebete zu und übte sich je länger je mehr in der Andacht und der himmlischen Liebe.

Einst nun, als sie vor ihrer Höhle knieend ihre Augen betend gen Himmel gerichtet hatte, da sah sie staunend ein Wunder sich ereignen. Ein Engel flog herab aus der Höhe, der trug ein gar schönes Kreuz in seinen Händen, an welchem der sterbende Heiland aus Elfenbein- abgebildet war, künstlicher, als Menschenhände es vermögen. Dies Crucifix reichte ihr der Engel und sprach mit holdseligen Worten zu ihr: „Nimm dieses heilige Kreuz, Genovefa, welches dein Erlöser dir zum Trost vom Himmel herabgesendet. In ihm sollst du dich beschamen und spiegeln, vor ihm dein Gebet verrichten. Tröste dich mit diesem Kreuz, wenn du betrübt bist fliehe zu ihm, wenn du angefochten bist; wenn dich Ungeduld überfällt, so erinnere dich an die Geduld dessen, der an diesem Kreuze hängt.“ Als der Engel dies gesprochen, stellte er das Kreuz vor ihr nieder und verschwand vor ihren Augen, das Kreuz aber blieb leibhaftig stehen, Genovefa nahm es und entdeckte bald in ihrer Höhle einen natürlichen Altar aus Felsen geformt. Dort stellte sie es auf und warf sich mit andächtiger Demuth davor nieder, betrachtet

ihren gekreuzigten Erlöser vom Haupt bis zu den Füßen, vergaß so ihr eigenes Leid und wurde von so großem Mitleiden verwundet, daß ihr das Herz im Leibe zerspringen wollte. An dem Kreuze hatte sie ihren höchsten Trost, dem Kreuze klagte sie ihr Leid. Im Sommer zierte sie es mit grünen Maien und feinen Waldblümlein, im Winter umschlang sie es mit Tannenreisern und immergrünen Wachholderstauden.

Inzwischen erstarbte ihr lieber Sohn Schmerzensreich und lernte allgemach gehen und reden. Genovesa unterrichtete ihn, so gut sie in der Einsamkeit konnte und hatte mancherlei Kurzweil mit ihm und herzlichen Trost durch das Kind. Gott und die Natur hatten den Knaben mit besonderem Verstand ausgerüstet, daß er vor der Zeit flug zu werden anfing und Alles leicht begriff, was die Mutter ihm sagte. Nur war es jammervoll anzusehen, wie das arme Kind zuletzt ganz nackt und baarfuß ging, denn die schlechten Lächer, in welche die Mutter es von Kindheit an eingewickelt, waren bald zerrissen und auch die Stücke Tuch, welche die Mutter von ihren eigenen Kleidern abschnitt, wurden bald zu Fetzen. Am Ende kam es so weit, daß Mutter und Kind ihre Blöße mit Moos und Zweigen decken mußten. Da erbarmte sich Gott und sandte einen Wolf daher, der die Haut eines zerrissenen Schaafes im Rachen trug und sie dicht vor dem Kinde niederwarf. Die Mutter nahm dieses Geschenk mit groß-

ßem Danke von Gott an, trocknete die Haut und warf sie ihrem Schmerzenreich um.

Von dieser Zeit fingen auch die wilden Thiere an, zutraulich gegen die Waldbewohnerin zu werden. Sie kamen täglich vor die Höhle und spielten mit dem Kinde. Der Wolf, der ihm das Schaafsfell gebracht hatte, ließ den Knaben auf sich reiten; und oft speiste der Kleine mitten unter den Hasen und anderm Wild, das um ihn herumlief. Die Vögel flogen ihm auf die Hand und auf das kleine Haupt und erfreuten Mutter und Kind mit ihrem lieblichen Gesang. Wenn das Kind ausging, Kräuter für die Mutter zu suchen, so liefen verschiedene Thierchen mit ihm und zeigten ihm, mit den Füßen scharrend, wo die besten Kräuter wären. Die fromme Mutter hatte auch große Freude an dem Gespräche des Knaben und verwunderte sich oft über seine klugen Fragen und Antworten. Sie lehrte ihm auch das Vaterunser und andere Gebete; niemals aber sagte sie ihm, von welchem Geschlecht er geboren wäre, damit sie nicht sein Leid noch vermehre, oder die Weltlust in ihm erwecke.

Einst als sie ein freundliches Gespräch mit ihm hielt, sagte Schmerzenreich zu ihr: „Mutter, du befehlst mir oft zu sagen: Vater unser, der du bist im Himmel! So sage mir doch, wer ist denn mein Vater?“ „Liebes Kind, sprach die Mutter, dein Vater ist der Gott, welcher droben wohnt, wo Sonne und Mond scheint.“ Das Kind sprach: „Kennt mich denn mein

Vater auch?" — „Freilich, antwortete die Mutter, kennt er dich und hat dich herzlich lieb.“ — „Wie kommt es denn, sagte das Kind, daß er mir nichts Gutes thut und mich in der Noth schmachten läßt?" — „Lieber Sohn, erwiderte Genovesa, wir sind hier auf der Erde alle in einem Jammerthale und müssen Vieles leiden; wenn wir aber in den Himmel kommen, alsdann werden wir alle Freuden haben.“ Der Schmerzreich fragte weiter. „Liebe Mutter, hat mein Vater noch mehr Söhne neben mir?" — „Ja freilich," sprach sie. — Er aber sagte: „Wo sind sie denn? Ich meinte du und ich wir seien nur allein in der Welt.“ Genovesa antwortete: „Obwohl du in deinem Leben nie aus diesem Walde hinausgekommen bist, so sollst du doch wissen, daß außerhalb desselben noch viele Menschenwohnungen sind, darin wohnen allerhand Leute: etliche von ihnen thun Gutes, etliche Böses, und die Böses thun, die kommen in die Hölle, darin sie ewige Pein leiden.“ — Der Knabe sprach endlich: „Mutter, warum gehen wir nicht zu den andern Leuten, was thun wir denn in diesem Walde allein?" — „Wir thun es, erwiderte Genovesa, damit wir unserm himmlischen Vater desto besser dienen und um so gewisser in den Himmel kommen mögen.“ Dergleichen Reden führte das kluge Kind gar viele mit seiner Mutter und lernte durch seine vorwitzigen Fragen mancherlei.

Im siebenten Jahre ihres Einsiedlerlebens wurde die fromme Gräfin tödtlich krank und glaubte nicht an-

ders, als daß sie sterben müsse; denn die Noth und der Mangel an allen Dingen hatte ihren Leib so abgezehrt, daß sie nicht mehr sich selbst gleich sah, sondern ein Schatten des Todes zu seyn schien. Ein heftiges Fieber entzündete das Blut in ihren Adern, an allen Gliedern wurde sie kraftlos und voller Schmerzen. Als nun der arme verlassene Schmerzenreich seine Mutter allmählig dahin sterben sah, da warf er sich über ihren kranken Leib und rief in Verzweiflung aus: „Was fange ich an, geliebte Mutter, wo soll ich hin, wenn du stirbst? In dieser Wildniß bin ich allein und in der Welt kenne ich keinen Menschen! Mutter, bitte doch den lieben Gott, daß er dich länger leben lasse, denn ohne dich muß dein Sohn verkümmern!“ Die sterbende Genovesa suchte nach einem Trost für ihr Kind, darum sagte sie ihm, was sie bisher verschwiegen hatte und sprach: Betrübe dich nicht wegen meines Todes und klage nicht so sehr über deine Verlassenheit. Wisse, daß du neben dem himmlischen Vater auch noch einen Vater auf Erden hast; dieser wohnt nicht fern von diesem wilden Walde in der Stadt Trier. Zu dem geh' nach meinem Tode und sag ihm, daß du sein Kind seiest. Er wird dich leicht erkennen, denn du siehest ihm ganz ähnlich; ja alle Leute dort werden dich erkennen. Und dann erzählte sie ihm ihr ganzes Unglück, so weit es der Knabe erfahren durfte und fassen konnte. Dennoch ließ sie sich von ihm versprechen ihre Unbilde nicht rächen zu wollen. Alsdann

legte die müde Genovesa ihr Haupt zum Schlummer auf die Seite und erwartete den Tod. Da war ihr, als träten zwei glänzende Engel in die Höhle und einer beugte sich über ihre Lagerstatt, rührte ihr die Hand und sprach: „Du sollst leben, Genovesa, und jetzt nicht sterben, denn das ist der Wille deines Gottes.“ Mit diesen Worten verschwanden die Engel und die Kranke erwachte gestärkt und mit neuer Lebenskraft. Der kleine Schmerzenreich sah dies, er fuhr fort seine Mutter zu pflegen und sah mit seeliger Freude, wie sie von Stunde zu Stunde neue Kräfte gewann und endlich völlig gesundete.

„Würde ein Dichter unsrer Zeit eine Genovesa dichten? Ich glaube kaum, sprach Franz als der Erzähler schwieg; wenn man bedenkt wie wenig Gottvertrauen die Menschen insgesammt haben, so sollte man meinen, die ganze Legende sey eine buchstäblich wahre Begebenheit.“

„D zergliedern Sie diese anmuthige, betrübende und doch trostreiche Geschichte nicht! rief Alma, Erzählungen dieser Art muß man gar nicht kritisiren, noch beleuchten, sondern sie mit kindlichem, reinem Sinne in sich aufnehmen.“

Ein dem Weinen ähnliches Lächeln schwebte bei diesen Worten um Eduards Mund, er sah Alma mit einem Blicke an der sich nicht beschreiben läßt und verließ dann unter einem Vorwande das Zimmer.

Acht und vierzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Legende.)

Nun kehren wir zum Grafen Siegfried zurück, hob Eduard die nächste Nacht an, als sich die Zuhörer um ihn reiheten:

Als dieser von Straßburg wieder in seinem Schlosse zu Trier angekommen war, erzählte ihm sein Hofmeister Golo, daß er die Ehebrecherin sammt dem Bastard in einem Walde heimlich habe umbringen lassen. Der Graf war damit wohl zufrieden, lobte die Vorsicht seines Dieners und kehrte zu seiner früheren Lebensgewohnheit zurück. Aber nach wenigen Tagen fing sein Gewissen an, ihn zu ängstigen und die Erinnerung an Genovesa ihn mit bitterer Sehnsucht zu betrüben. Er dachte es sich doch als möglich, daß ihr Unrecht geschehen seyn könnte, er sah ein, daß er sich sehr ver-sündigt habe, weil er ihre Sache nicht auf gerichtlichem Wege untersuchen lassen. In der folgenden Nacht hatte er einen schweren Traum. Ihm war, als risse ein Drache seine geliebte Gemahlin hinweg und niemand war, der ihm in dieser Noth Hülfe leistete. Dieser Traum vermehrte seine Angst und er erzählte ihn am andern Morgen seinem Schloßhofmeister Golo. Der aber war arglistig genug, ihn sogleich auszulegen. „Herr, erwiederte er, der Drache bedeutet den Koch, der

ja Drago geheißen, das ist gedollmetscht Drache; der hat seiner Treue vergessen und die Gräfin ihrem rechtmäßigen Herrn entrißen.“ Solo beredete auch seinen Herrn, solchen melancholischen Träumen fernerhin keine Aufmerksamkeit zu schenken, sondern fest überzeugt zu seyn; die Gräfin sammt dem Koch hätten wohl noch einen übleren Tod verdient. Um den Grafen zu zerstreuen, veranstaltete Solo auch mancherlei Gastereien, Tänze und Besuche bei Freunden und was er sonst wußte, das den Grafen erlustigen konnte. Alle diese Dinge erfreuten nun freilich seine äußerlichen Sinne, aber die Wunden seines angstvollen Herzens konnten sie nicht heilen, diese wurden immer größer und unheilbarer.

Eines Tages kam der Graf in das Zimmer seiner Gemahlin, da fand er unter andern Schriften den Brief, den Genovesa im Kerker geschrieben und den das kluge Kind dort wohl versteckt hatte. Er las diesen Brief in der höchsten Spannung seiner Seele und konnte keinen Augenblick länger an der gänzlichen Unschuld seiner lieben Genovesa zweifeln. Da wurde er von solcher Reue und solchem Mitleid bewegt, daß er bitterlich zu weinen anfang und vor Herzeleid sterben zu müssen meinte. Den Solo aber schalt er einen falschen Verräther und gottlosen Mörder und verfluchte ihn in den Abgrund der Hölle; ja wenn er gegenwärtig gewesen wäre, er hätte ihn auf der Stelle durchstoßen. Aber der arglistige Solo sah von Ferne an der Miene

seines Herrn, was ihn erwartete. Er floh deswegen den Hof für einige Tage, bis der Zorn des Grafen sich gelegt hatte. Dann kam er wieder und wußte dem Grafen so scheinbare Gründe entgegen zu halten und den Brief der Gräfin so lügenhaft zu verdrehen, daß der Graf seinen Worten mehr, als dem Briefe glaubte. „Genovesa, sprach er, bezeugt in ihrem Schreiben, sie sey unschuldig und habe nimmermehr so arge That begangen. Ei, eine schöne Verantwortung! Wenn das Lügnern genug ist, nun dann sind alle Diebe und Ehebrecher unschuldig.“ So wiegte er das Gewissen des Grafen in den Schlaf und brachte sich selbst wieder in Gnaden. Aber die innerliche Ruhe des Grafen dauerte nicht lange; die alten Zweifel kamen bald wieder und nagten je länger je mehr an seinem schuldigen Gewissen. Es war ihm immer, als raunte ihm eine Stimme in die Ohren: „Du hast dein Weib Genovesa umbringen lassen; du hast das unschuldige Kind lassen tödten; du hast den frommen Koch hinrichten lassen!“ So lief er herum wie einer, der keine Ruhe hat.

Golo merkte dieß Alles wohl; er sah, daß der Gemüthszustand des Grafen immer bedenklicher wurde und glaubte sich bald nicht mehr sicher. In aller Stille verließ er den Hof und das Land, denn er fürchtete, der Graf möchte ihn zuletzt ergreifen lassen. Einige Zeit darauf ereignete es sich, daß man an einem entlegenen Ort im Felde Spuren eines verscharrten Leichnams entdeckte; man öffnete die Erde, grub tiefer und

stieß endlich auf den Leichnam des hier vergrabenen Roche, den Golo hatte vergiften und dorthin schaff-
fen lassen und den man an verschiedenen Merkzeichen
erkannte. Der Graf sah den Leichnam selbst und von
nun an nahmen seine Zweifel über den unverschuldeten
Tod des Rocheß zu. Nach einigen Jahren wurde die
Frau zu Straßburg, die den Grafen durch ihre Vorspie-
gelungen betrogen hatte, eingezogen und als schändliche
Betrügerin vom Gerichte zum Feuer verurtheilt. Vor
ihrem Tode bekannte sie auch diesen Betrug und erklärte,
daß die Gräfin sammt dem Roch unschuldig sey. Auch
bat sie, dem Grafen zu berichten, daß sie auf Anstif-
ten des Hofmeisters Golo jenes Gaufelspiel angestellt
habe.

Dies wurde dem Grafen Siegfried in aller Eile
gemeldet und jetzt erst erkannte er ganz klar, wie er
von Golo umstrickt und umnebelt worden und seine
arme Gemahlin mit ihrem Kind unschuldig dem Tod
überliefert hatte. Zorn, Mitleiden, Reue, Verzweiflung
durchwühlten ihm sein Herz und sein ganzes Trachten
ging fortan dahin, den Verräther Golo zu suchen.
Zwei Jahre war dieser vom Hofe weg und der Graf
wußte nicht, wie er den Fuchs fangen sollte; da ent-
schloß er sich endlich zu einer List. Er schrieb dem
Bösewicht einen freundlichen Brief, in welchem er sich
scheinbar darüber verwunderte, warum er den Hof ver-
lassen habe, wo er doch nichts als Liebe und Ehre ge-
nossen! Golo antwortete ausweichend und entschuldigte

seine Abwesenheit mit unvermeidlichen Abhaltungen und Familiengeschäften. Der Graf wiederholte seine Briefe, verbarg allen Widerwillen und gab zu erkennen, wie sehr er seines freundlichen Umgangs bedürfe. Dieser Briefwechsel dauerte eine geraume Zeit, bis endlich Golo wirklich glaubte, der Graf sey ihm wieder in Gnaden gewogen.

Endlich stellte der Graf Siegfried gegen den heiligen Dreikönigstag eine herrliche Jagd und festliche Mahlzeit an, wozu er alle seine Freunde einlud. Unter diesem Vorwande erging auch an Golo eine Einladung und dieser rannte freiwillig in das zubereitete Netz. Der Graf hieß ihn willkommen, und wirklich freute er sich höchlich über seine Ankunft; Golo war vor den übrigen Gästen eingetroffen und sie führten, in Erwartung dieser, einige Tage lang die freundlichsten Gespräche, als wäre gar nichts zwischen ihnen beiden vorgefallen.

Neun und vierzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Legende.)

Sieben ganze Jahre waren verflossen, daß Genovesa in der Wüste zugebracht hatte und von aller

Welt für todt gehalten worden war. Der Dreikönigstag und die Feste des Grafen kamen nun auch herbei; damit denn die geladenen Gäste um so bessere Tafel finden möchten, ritt Herr Siegfried selbst zuvor hinaus, um zu jagen und nahm unter andern Dienern auch den Golo mit sich. Da rannten sie in der Wildniß umher, der Eine da, der Andre dorthin, und jeder befließigte sich, ein Stück Wild einzutreiben. Von ungefähr wurde der Graf eine schöne Hirschkuh gewahr; er setzt ihr zu Rosse durch Hecken und Gesträuch nach und verfolgt sie so lange, bis sie sich in eine Höhle rettet, die sich dem Auge des Grafen zwischen Strauch und Gestein aufthat. Er wirft einen Blick hinein und erblickt neben dem Wild eine unbekleidete Frau stehend. Er erschrak von ganzem Herzen und meinte nicht anders, als es sey ein Gespenst oder ein Spuk der Hölle. Deswegen bezeichnete er sich mit dem Kreuz und sprach mit Entsetzen: „Wenn Du von Gott bist, so komm zu mir heraus und sage mir, wer Du seiest.“ — Genovefa — denn ihre Höhle war es — erkannte den Grafen auf den ersten Blick und sprach mit zitternder Stimme: „Ja, ich bin von Gott her, ich bin ein unglückliches nacktes Weib. Wollt Ihr, daß ich zu Euch herauskomme, so werfet mir ein Kleid um, meine Blöße zu decken!“ Der Graf zog den Mantel vom Leibe und warf ihn in die Höhle. Sie umwickelte sich nun mit dem zugeworfenen Tuche und trat aus der Höhle hervor, die unerschrockene Hindin an ihrer Seite; der

Schmerzenreich aber war gerade nicht gegenwärtig, sondern hinaus in den Wald gegangen, Kräuter und Wurzeln zu suchen.

Der Graf wunderte sich über die abgemagerte Gestalt des Weibes, das er vor sich sah und fragte, wer und von wannen sie doch sey. „Mein Herr,“ sprach Genovesa, „ich bin ein armes Weib und aus Brabant gebürtig; aus Noth bin ich hierher geflohen, denn man hat mich, die ich nichts verschuldet hatte, mit meinem armen Kinde umbringen wollen.“ Der Graf suchte zusammen, doch fragte er weiter, wie lang' es her sey und wie es zugegangen. Genovesa faßte Muth und sprach: „Ich war mit einem edlen Herrn vermählt, der faßte einen Argwohn gegen mich und übergab mich seinem Hofmeister, daß er mich sammt dem Kinde, das ich meinem Herrn geboren hatte, umbringen lassen sollte; die Diener aber schenkten mir aus Erbarmen das Leben, und ich versprach ihnen, daß ich nimmermehr vor meinem Herrn kommen, sondern in diesem Walde Gott dienen wolle, und das sind nun schon sieben Jahr.“ Siegfried zitterte am ganzen Leibe, denn Genovesa's Bild stieg vor seiner Seele auf, aber in dieser abgezebrten Gestalt konnte er sie nicht erkennen. Darum sprach er weiter zu ihr: „Liebe Freundin, ich bitte Euch um Gotteswillen, sagt mir, wie ist Euer Name und wie der Name Eures Eheherrn?“ Da sprach sie seufzend: „Mein Eheherr hieß Siegfried; ich Armselige aber nenne mich Genovesa.“

Diese wenigen Worte durchzuckten den Grafen mächtiger, als wenn ihn ein Donnerschlag getroffen hätte. Er bäumte sich in seinen Bügeln und stürzte vom Pferde herab auf den Boden. Da lag er auf der Erde auf seinem Angesicht und athmete lange nicht. Als er aber wieder zur Besinnung kam, richtete er sein Haupt auf und sprach noch auf den Knieen liegend: „Genovefa, ach Genovefa! seyd Ihr es?“ Sie sprach: „Lieber Herr Siegfried! ja, ich bin die arme Genovefa!“ Dem Grafen rollten die Zähnen über das Gesicht, er fiel wieder in Erstarrung und konnte lange kein einziges Wort vorbringen. Nach vielem heißen Weinen sprach er endlich noch immer knieend: „O daß Gott im Himmel erbarme! In solchem Elend muß ich Euch antreffen! Ich gottloser Bösewicht, ich bin nicht werth, daß mich die Erde trage, ja ich verdiene, daß sie sich mir aufthue und mich der Abgrund der Hölle verschlinge! Bin doch ich die einzige Ursache alles Euren Unheils, ich der böshafte Mann, der sein unschuldiges Weib falschen Argwohnß wegen umbringen hieß! Verzeihet mir, geliebte Genovefa, nicht um meiner willen, nein, um des Gekreuzigten willen, der dort auf Eurem Felsen steht: Ich stehe nicht auf vor Euren Füßen, bis daß ich Gnade erlangt habe!“

Die Gräfin hielt den Strom ihrer Thränen ein und sprach mit halb gebrochenen Worten: „Betrübet Euch nicht, mein Herr Siegfried, betrübet Euch nicht so sehr! Nicht durch Eure Schuld, sondern nach Got-

tes Anordnung ist es geschehen, daß ich in diese Wüste versetzt worden bin. Ich verzeihe Euch von Herzen und habe Euch schon von Anfang verziehen. Der barmherzige Gott wolle uns beiden unsere Sünden verzeihen und uns seiner würdig machen.“ Darauf reichte sie dem Grafen die Hand und hob ihn von der Erde auf. Hier stand nun der betrubte Graf, in das abgekehrte Angesicht seiner Gemahlin schauend; er meinte, das Herz im Leibe mußte ihm vor Mitleiden zerspringen, als er das holdselige Antlitz, das einst den Engeln glich, jetzt gar grausam entstellt sah. Er fühlte eine solche Ehrerbietung gegen Genovesa, als ob er vor einer Heiligen aus dem Himmel stände, und wiewohl sie ihm alle Freundlichkeit erzeigte, so wagte er doch kaum mit ihr zu reden. Nach einigen tiefen Seufzern sprach er endlich: „Und wo ist denn das arme Kind, das Ihr im Kerker geboren habt? Ist es denn nicht mehr am Leben?“ — „Freilich ist es ein großes Wunder von Gott, daß es noch lebt,“ erwiderte Genovesa, „ich allein hätte es nicht ernähren können; aber Gott hat mir diese Hindin geschickt und das treue Thier hat mein Kind zweimal des Tages gesäugt.“

Sie redete noch, als der kleine Schmerzenreich mit seiner Schaafshaut bekleidet, baarsfuß daher gelaufen kam, seine beiden Hände voll wilder Wurzeln. Als er aber den Grafen bei seiner Mutter sah, erschrak er sehr und rief: „Mutter, was ist das für ein wilder Mensch, der bei Dir steht? Ich fürchte mich vor ihm!“ Die Mut-

ter sprach: „Fürchte Dich nicht, lieber Sohn! Komm nur festlich her, der Mann thut Dir nichts!“ Da war bei dem Grafen Leid und Freud' so groß, daß er nicht wußte, welches mächtiger war. Als nun das Kind näher trat, nahm es die Mutter bei der Hand und sagte zu ihm: „Siehe, mein Sohn, das ist Dein Vater, geh' hin, fasse seine Hand und küsse sie!“ Das Kind gehorchte; der Graf aber nahm es auf seine Arme, drückte es an sein entzücktes Herz und küßte es süßiglich ohne Unterlaß und brachte nichts weiter vor, als: „O mein herzliebster Sohn, o mein herzguldenes Kind!“

F u n f z i g s t e N a c h t .

(Fortsetzung der vorigen Legende.)

Als der Graf sich mit Umarmung seines Sohnes erschättigt hatte, bließ er stark in sein Jägerhorn und rief die Jäger und die Knechte zusammen. Eilsfertig kam Einer um den Andern und Alle verwunderten sich, als sie die wilde Frau bei dem Herrn und das Kind auf seinen Armen sahen. Der Graf sprach: „Was dünkt Euch von diesem Weibe, solltet Ihr sie wohl kennen?“ Da sie nach einigem Beschauen alle Nein sagten, so sprach er weiter: „Kennet Ihr denn meine Gemahlin Genovesa

nicht mehr?" Auf diese Worte überfiel sie eine solche Verwunderung, daß sie nicht wußten, was sie sagen oder denken sollten. Einer nach dem Andern ging hinzu, hieß sie freundlich willkommen und erfreute sich von Herzen, daß diejenige noch lebte, die Alles im Schlosse schon sieben Jahre lang beseufzt hatte. Zwei von ihnen ritten eilig nach Hause und kamen mit einer Sänfte sammt Gewändern zurück, die Gräfin ehrbarlich zu schmücken und heim zu tragen.

Unter allen Dienern, die auf den Jagdruf des Grafen herbei kamen, war Golo der letzte, als ahnete es ihm, daß nichts Gutes für ihn vorgegangen sey. Der Graf hatte ihm zwei Diener entgegen geschickt, mit dem Befehl: „er solle eilen, es sey ein wunderseltames Wild gefangen worden.“ Wie er nun hinzukam, da sprach Herr Siegfried: „Golo, kennst Du dieses Weib?“ Er schreckte zusammen, doch sagte er: „Nein, ich kenne sie nicht.“ Weiter sprach der Graf: „Du ruchlosester Bösewicht, der unter der Sonne wandelt, kennst Du Genovefa nicht, die Du fälschlich bei mir verklagt und unschuldig in den Tod geschickt hast? Du Mörder, wie soll ich Dich genug strafen, welche Qualen soll ich erfinden, mit denen ich Dich genug martern kann!“ Golo lag indessen auf der Erde und wälzte sich und bat um Barmherzigkeit. Der ergüßte: Graf aber befahl, ihn hart zu binden, und als den größten Uebelthäter gefangen abzuführen.

Hierauf bat Siegfried, Genovefa möchte sich ge-

fallen lassen, mit ihm in das Schloß zurück zu gehen, aber sie betrat noch einmal zuvor ihre Höhle und fiel vor dem Krucifixe nieder, Gott für alle an diesem Ort empfangene Wohlthaten zu danken. Alsdann nahm sie der Graf bei der Hand, ein edler Ritter trug den jungen Grafen nach. Muntere Vögelein flogen über Genovesa's Haupte und zeigten mit dem Flattern ihrer Flügel an, wie ungerne sie die Frau und das Kind von sich ließen. Die Hirschkuh folgte der Gräfin, wie ein sanftmüthiges Lamm und wollte keinen Schritt von ihr weichen. Endlich kam man zur Sänfte, in welche sie gesetzt ward, und nun bewegte sich der Zug dem Schlosse zu.

Hier war das große Wunder schon zur lauten Mähre geworden, jeder wollte die neue Heilige sehen, Freunde und geladene Gäste kamen schaarenweise auf das Schloß, wo sie große Ursache zu frohlocken antrafen, da sie die theure Verwandte wie von den Todten auferstanden fanden und die wunderbare Weise vernahmen, durch welche Gott ihre Unschuld geoffenbaret hatte. Als das Ehepaar angekommen und begrüßt war, begannen die Feste und dauerten die ganze Woche. Mahl folgte auf Mahl; aber Genovesa konnte von keiner Speise genießen und den Freudenwein nicht kosten, aus Wurzeln und Kräutern mußte man ihr die Speise bereiten, die sie allein genießen konnte.

Als die Freudenwoche vorüber war, wurde auch über Solo Gericht gehalten. Der Graf ließ ihn aus

seinem Gefängnisse holen und allen seinen Gästen vorführen. Er erzählte ihnen alle seine Frevel und ließ sie urtheilen, welche Strafe ein so teuflischer Bösewicht verdient habe. Die ganze Verwandtschaft schrie Rache über den böshaftern Verräther und verurtheilte ihn zum grausamsten Tode. Da warf sich der Bösewicht zu Genovefa's Füßen und diese bat ihren Herrn inständig, dem armen gedemüthigten Sünder zu verzeihen. Der Graf hatte ihr zwar wohl diese Gunst bewilligt, er wagte aber nichts ohne seine versammelten Verwandten zu thun. Diese willigten jedoch in keine Gnade, damit nicht in künftigen Zeiten gesagt werden könnte, Golo sey unschuldig gewesen und darum habe man ihm das Leben nicht nehmen können. So wurde er abgeführt und litt, was er verschuldet hatte. Auch alle diejenigen, die es mit Golo gehalten hatten, wurden mit dem Schwerdte gerichtet; alle dagegen, die der Gräfin treu geblieben waren, oder ihr einen Dienst erwiesen hatten, wurden reichlich belohnt, darunter auch das Magdlein, die der Gräfin Feder und Dinte in das Gefängniß gebracht, so wie einer von den Dienern, die ihr das Leben geschenkt hatten; der andre war schon gestorben, dafür erhielten seine Kinder die Wohlthat.

Ein und funfzigste Nacht.

Die Feste waren zu Ende und die Gäste hatten das Schloß des Grafen verlassen. Fortan lebte Genovesa mit ihrem Gemahl in großer Heiligkeit und er wußte nicht, wie er ihr genug dienen und aufwarten sollte. Er liebte sie, wie die Engel im Himmel sich lieben und ließ ihr alle Ehre erweisen, die man einer durchlauchtigsten Fürstin erweist. Aber die Gräfin freute sich irdischer Ehre nicht mehr und ihr Körper war von dem langen Elend so schwach, daß ihr keine Pflege mehr frommen mochte. Kaum mochte sie drei Monate aufs Neue mit ihrem lieben Herrn verlebt haben, so wurde sie eines Tages über dem Gebete entzückt und sah eine herrliche Erscheinung. Eine Schaar heiliger Frauen und Jungfrauen nahte sich ihr und mitten unter ihnen ging die Mutter Gottes gloriwürdig einher. Jede von diesen Heiligen reichte der Gräfin eine himmlische Blume; die Himmelskönigin aber hielt eine mit köstlichen Edelsteinen besetzte Krone in der Hand und sprach: „Geliebte Tochter, betrachte diese Krone; Du hast sie erworben durch die Dornenkrone, die Du in der Wildniß getragen hast. Empfange sie von meinen Händen, denn es ist Zeit, daß sich bei Dir die Ewigkeit Deiner Freuden anhebe!“ Mit diesen Worten setzte sie ihr die Krone auf das Haupt und fuhr mit ihrer Begleitung wieder in den Himmel.

Ueber diese Erscheinung war Genovesa sehr froh, denn sie war dadurch versichern, daß ihr Elend nun

bald ein Ende nehmen werde. Doch sagte sie ihrem Gemahl nichts davon, damit er sich nicht vor der Zeit betrüben möchte. Aber die Erfüllung zögerte nicht lange. Denn bald darauf wandelte die fromme Gräfin ein Fieber an, das sie zuletzt auf's Krankenbette warf. Und gegen diese Krankheit fruchtete kein Mittel, so daß Siegfried und sein Sohn Schmerzenreich bald in trostloses Leid versanken. „Ach, geliebte Genovesa,“ rief der Graf an ihrem Lager aus, „wollt Ihr denn, kaum gefunden, so bald von mir scheiden und mein ganzes Herz wieder betrüben? Habt Mitleid mit meinem Jammer und bittet den lieben Gott,“ daß er Euch noch eine Weile bei mir lassen wolle!“ Genovesa sprach freundlich darauf: „Betrübet Euch nicht so sehr wegen meines Todes, lieber Gemahl; Ihr richtet damit nichts Andres aus, als daß Ihr mich mit Euch betrübet. Ihr seht ja wohl, daß es nicht anders seyn kann; darum gebet Euch von freien Stücken in den göttlichen Willen. Was mich in meinem Tod am meisten bekümmert, ist daß ich Euch und meinen lieben Schmerzenreich in solcher Bekümmerniß sehen muß; wenn Ihr Beide getrost wäret, so wollte ich freudig sterben und dies elende Leben mit einem bessern vertauschen.“

Von da an brachte die Gräfin ihre ganze Zeit in lauter Andacht zu; sie ließ Alles, was im Schlosse war, zu sich rufen und gab Allen ihren Muttersegen, besonders segnete und tröstete sie ihren geliebten Schmerzenreich, dessen Verlassenheit ihr am meisten zu Herzen ging. Und so verließ endlich ihr seliger Geist den

schwachen Leib und ging ein in das ewige Leben. Siegfried mit seinem Söhnlein warf sich jammernd über den Leichnam seiner geliebten Genovesa. Alle Diener und Frauen im Schlosse wehklagten; der Graf lag Tag und Nacht auf den Knieen vor der Leiche, und weinte mit zusammengeschlossenen Händen so beweglich, daß man meinte, er müsse die Gestorbene mit seinen heißen Zähnen wieder lebendig machen. Die arme Hirschkuh, die der Gräfin aus der Wildniß in das Schloß gefolgt war, und hier zahm herumging, fing an zu trauern, sobald ihre Herrin gestorben war; und als man endlich den Leichnam bestattete, ging sie mit gesenktem Kopfe der Leiche nach und schrie so beweglich, daß es die Menschen erbarmte; nach dem Begräbnisse legte sie sich auf das Grab und wich nicht mehr, bis sie vor lauter Trauern gestorben war.

Mit der heiligen Genovesa war dem Grafen alle Lust und Freude begraben und kein Ding auf der Welt gewährte ihm ferner ein Genügen. In der Kirche lag er allezeit knieend auf ihrem Grab und in dem Schlosse verriegelte er sich täglich in ihrer Kammer; da war ihm, als hätte er sie vor Augen und führte er ein flammendes Zwiegespräch mit ihr und bat ihr unter Thränen ab, daß er sie im Leben so hart verfolgt habe. Auch zu der Höhle, in der Genovesa gelebt hatte, ging er hinaus, und als er dort vor dem Crucifix auf den Knieen lag, da sprach er bei sich selbst: „Dies ist die Höhle, die mit den Seufzern der Unschuld angefüllt ward; hier hatte Deine treue Gemahlin fremde Sün-

den abgebußt, warum solltest Du hier nicht Deine eigene Sünde abbüßen?“ Als er dies bei sich selbst gesprochen, entstand in seiner Seele, wie durch Eingebung der Vorsatz, in jener Höhle ein Einsiedlerleben zu führen. Er kehrte auf der Stelle nach Trier zurück und begehrte und erhielt vom Bischof Hidulf die Erlaubniß, eine Kapelle an dem Ort zu erbauen.

Als nun eine schöne Kirche in der Wildniß fertig war, mit zwei oder drei Einsiedeleien für solche, die daselbst Buße thun wollten, wurde der Leichnam der frommen Genovesa dorthin gebracht, damit sie da ruhen möchte, wo sie so lange ein strenges und ruheloses Leben geführt hatte.

Da mochte man Wunder sehen. Denn obgleich der Leichnam in einem marmornen Sarge lag, den kaum sechs Stiere hätten fortbewegen können, so zogen ihn doch zwei Pferde so leicht, als wenn sie gar keine Last hätten. Und wo der Trauerwagen vorübergeführt wurde, da neigten sich die Hecken des Waldes, - als schwankten sie vom Winde bewegt, ja selbst die höchsten Bäume bogen ihre Aeste tief gegen ihn herunter. So wurde der Leichnam der heiligen Frau beigesetzt und das himmlische Kreuz auf den hohen Altar gestellt.

Der Graf bestellte nun seine Sachen im Schlosse und ordnete Alles an, wie er es vor seinem Ende hätte verordnen müssen. Dann berief er seinen Bruder und sprach in Gegenwart seines Sohnes: „Lieber Bruder, Ihr habt schon seit geraumer Zeit an mir bemerken können, daß ich nirgends Genügen haben kann, als in

der Trauer um meine geliebte Genovesa. Darum habe ich mich entschlossen, die Welt gänzlich zu verlassen und an dem Orte, wo meine Gemahlin gelebt hat, zu leben und zu sterben; deswegen setze ich Euch zum Vormunde meines Sohnes Schmerzenreich und bitte Euch, Ihr wollet an ihm thun, als wenn es Euer leiblicher Sohn wäre; ich bin gewiß, auch er wird Euch Gehorsam und Ehrerbietung bezeugen, wie ein Kind seinem Vater schuldig ist.“ Dann sprach er zu seinem Sohne: „Hörst Du es, mein herzlichstes Kind, daß ich die Welt zu verlassen begehre und Dir meine ganze Grafschaft übergebe? Dein Herr Vetter soll hinfort Dein Vater seyn.“ Da sprach Schmerzenreich: „Ei, lieber Vater, meint Ihr auch, daß es recht sey, daß Ihr für Euren Theil den Himmel erwählen wollet, und mir für meinen Theil nur ein wenig Erde hinterlassen? Mein Vater, das thue ich nicht; ich will eben sowohl den Himmel haben, als Ihr. Wo Ihr leben wollt, will ich auch leben, wo Ihr sterben wollt, will ich auch sterben.“ Alle verwunderten sich über die Sprache des Knaben. Der Graf mahnte ihn mit weinenden Augen ab: „Mein lieber Sohn,“ sprach er, das strenge Leben dort wird Dir schwer fallen, Dein zärtlicher Leib wird es nicht aushalten können!“ — „Ei, besser als Ihr, mein Vater,“ sprach der junge Schmerzenreich, „habe ich doch sieben Jahre lang die Probe ausgestanden.“

So überließ Schmerzenreich die Grafschaft seinem Ohme, und dieser und der Vater umfingen beide das Kind mit herzlicher Liebe. Vater und Sohn legten Pils-

gerkleider an, nahmen mit vielen Thränen Abschied von der Verwandtschaft und zogen in die rauhe Wildniß, daselbst Gott bis an ihr Ende zu dienen. Sobald der kleine Schmerzenreich hier ankam, erkannten ihn seine alten Gespielen, die wilden Thiere, wieder, kamen in großer Menge herbei und freuten sich seiner Ankunft. Da bezogen Vater und Sohn die Einsiedeleien, brachten darin ihr Leben im Andenken an die fromme Genovesa heilig zu, und sind auch daselbst gottselig im Herrn entschlafen.

Alle sagten Eduard für diese Erzählung Dank.

„Sie haben mich,“ sprach der Vater, „wieder in meine Heimath versetzt, in die alte Stube, auf das mit Leder überzogene Stühlchen zu den Füßen meiner Amme, die gleich einer Königin auf einem mit grünem Tuch beschlagenen Lehnstuhl thronte, und von diesem aus mit feierlichem Ernste die Geschichte von Genovesa, Aschenbrödel und der schönen Regelone erzählte.“

„Ich saß da mit offenem Aug' und Ohr, ohne mich zu rühren, von Zeit zu Zeit blickte ich mit drohenden Gebärden auf mein kleines Schwesterchen, welches lieber das Märchen vom Pfefferkuchenhäuschen hörte, was ich fast anwendig konnte.“

„Ich finde den Schluß recht fromm und poetisch,“ äußerte Alma, „aber ich hätte der guten, frommen Genovesa und dem durch die grausame Täuschung unglücklichen Siegfried eine Reihe von schönen Jahren in häuslicher Glückseligkeit gewünscht, und den Schmerzenreich hätte ich lieber als tapfern Ritter, denn als heiligen Einsiedler erblickt.“

„Daraus hört man, daß Sie Protestantin sind,“ erwiderte der Caplan, „die ganze Geschichte der Genovefa hat ein katholisches Colorit und das Ende muß mit dem Ganzen im Einklange stehen.“

Alma gab dies zu und meinte, die Poesie in ihr und das Herz kämen oft in Streit, indem sie (so lebendig sie auch fühle: daß eben der Tod der einen oder andern Person in einer Dichtung poetisch schön sey) doch immer gern die Lieblingspersonen lebend und glücklich wüßten.“

„Aus diesen Widersprüchen, die in so vielen Menschen sind, kommt zum Theil die partheiische und die unrichtige Kritik,“ sagte Eduard, „und deshalb will ich mich, um nicht von ihr berührt zu werden, alles Phantasirens enthalten und nur die Sagen erzählen, wie ich sie von Andern vernahm.“

„O wenn ich auch die Lieblinge bedaure, so hat mich die ganze Begebenheit doch geführt und erhoben und ich danke Ihnen nochmals innigst.“

Dies sagte Alma, ehe sie der Gesellschaft gute Nacht wünschte und ihr helles Auge ruhte lange freundlich auf Eduard's Antlitz.

Zwei und funfzigste Nacht.

„Ich gebe ihnen als Buße auf, sprach die anmuthige Wirthin am nächsten Abend zum Maler Reiner sich wendend, daß Sie heute uns ein recht tolles Märchen, das mit Recht diesen Namen verdient zum Besten geben, als

Gühne für ihre grausigen sieben Todsünden, welche mir noch immer im Kopfe herumgehen.

Der Maler kreuzte seine Arme über die Brust, neigte sich ehrfurchtsvoll vor der Gebietenden und versetzte: ein Märchen will ich erzählen und zwar ein Kindermärchen und ein Liedchen will ich singen für Knaben und Mädchen und ist auch Beides nicht ganz erfreulich so ist's doch erbaulich und ich hoffe Gnade für Beides zu erlangen. Somit begann er:

Die Mär vom Rattenfänger zu Hameln.

Es begab sich einmal vor langer Zeit — und diese Zeit wird immer länger! — daß die Rathsherr der guten Stadt Hameln im Lüneburgischen, zwölf schlug.

Aber nicht Mitternacht, wo, wie bekannt, die Hexen, Kobolde und Gespenster umgehen, sondern Mittag, wo eben die Schule aus war und die Buben und Mädchen aus der düstern Schulstube zogen, vorerst in Gottes liebe freie Luft, sodann aber in die Häuser der lieben Aeltern an den gedeckten Tisch.

Es begab sich aber an demselben Tage wo sich dies begab, daß ein fremder Mann in Hameln einzog, wie solcher seit Menschengedenken noch nicht in Hameln war gesehen worden, denn in Hameln wohnen lauter hübsche, glatte Leute, der Fremde war aber weder glatt noch hübsch, sondern lang und hager und sehr zerlumpt! und um die Schultern hatte er ein Bandel-

lier wie die Musketiere dazumal zu tragen pflegten, aber statt der Patronen bammelten eitel todte Ratten und Mäuse dran und das war recht grausig anzusehen.

Die Bübchen und Mädchen von Hameln aber graueten sich nicht im geringsten, sondern liefen jauchzend und lärmend hinter den fremden absonderlichen Mann her und neckten ihn weiblich. Der fremde Mann ward indeß nicht böse, im Gegentheil! er lockte die Bübchen und Mädchen immer näher zu sich heran und zog ein Pfeifchen hervor, worauf er bließ, und so wunderbar es klingt: indem er bließ sang er mit gar lieblicher Stimme:

Das Lied vom Rattenfänger.

Ich bin der weitgereiste Sänger,
Der allbekannte Rattenfänger,
Den diese gute alte Stadt,
Gewiß besonders nöthig hat!
Und wären Ratten noch so viele,
Und wären Miesel mit im Spiele,
Ein Ton aus meinem Pfeifchen sein
Sie müssen alle hinter d'rein!

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Zugleich ein guter Knabensänger.
Der selbst die wildesten bezwingt,
Wenn er sein Rattenliedchen singt.
Und wär't ihr Bübchen noch so stutzig,
Und wär't ihr Bengel noch so trutzig;
Ein Ton aus meinem Pfeifchen sein,
So rennt Ihr alle hinter d'rein. —

Dann ist der weitgereiste Sänger,
Zugleich auch noch ein Mdchenfnger!
In keinem Städtchen kam ich an,
Wo ich's nicht einer angethan.
Und wären Mädchen noch so blöde,
Und wären sie auch noch so spröde;
Ein Ton aus meinem Pfeifchen sein
Sie trippeln alle hinter d'rein.

So sang der Rattenfänger von Hameln und pffif
dazu und schritt aus der Stadt, und alle Bübchen und
Mädchen trotz des Schreiens und Scheltens ihrer Mel-
tern liefen jauchzend hinter ihm her.

Der Rattenfänger führte sie aber aus dem Thore
hinaus nach einem Berg vor der Stadt. Der that sich
von einander und der Rattenfänger ging hinein
und die Bübchen und Mädchen von Hameln folgten
ihm und sollen noch wieder kommen, denn der Berg
schloß sich hinter ihnen zu und kein Menschenkind hat
sie wieder gesehen.

„Wie können Sie dieses Mhrchen lustig nennen?“
zurnte die Freifrau, sie haben diese Sage im heitern Tone
erzählt, aber es ist die grauenhafteste, die ich kenne.“

„Ach! Klage Alma, die Kinder hinter dem Rattenfn-
ger her, fröhlich und unbefangen und seine Beute. Die
Stadt de und leer, kein Kindergesang und Gejubil. mehr
auf den Straßen und in den Gärten und die brechenden
Herzen der Mütter, die stille Verzweiflung der Väter! O
wie kann man die Mhr lustig nennen!

„Ja wenn Sie meine Fräulein diese Sage so ausmalen, dann ist sie grausig, fürchterlich!“ antwortete Reiner, „ich sehe nur die wunderliche Gestalt des Rattenfängers und wie Alles hinter ihm her hüpfet und tanzt und endlich im Berge verschwindet.“

Für mich haben diese Rattenfänger immer etwas Unheimliches und Widriges und als Kind fürchtete ich sie so sehr, daß ich schon zu laufen anfieng, sobald ich einen nur von Weitem erblickte, sprach Eduard. Zweimal des Jahres kam ein gewisser Rattenfänger in unser Schloß und stellte Gift auf um Ratten und Mäuse zu vertilgen. Einstmals kam ein im Schlosse unbekannter Rattenfänger und ward, weil der bekannte eben erst aufgestellt hatte, abgewiesen, dies hatte ihn sehr beleidigt.

Auf die Rede des, ihn mit den Worten abweisenden Roches „wir haben keine Ratten,“ versetzte er hohnlachend: morgen um diese Zeit so viel wie Sand im Meere und in Wahrheit, den andern Tag wimmelte es in unserm Schlosse und in den Wirthschaftsgebäuden, von Ratten und Mäusen.“

Es ist möglich, daß dieser Mensch irgend ein Kraut war diese Thiere gern mögen, im Schlosse herumgestreut hat,“ äußerte der Caplan.

„Ich fürchte heute eine Nacht wie unser guter Professor Rüttner sie nach Erzählung der Sage der Schatten des Grafen hatte,“ sprach Alma und Eduard gab durch einige leicht hingeworfene Bemerkungen dem Gespräche schnell eine andre Wendung.

Ende des ersten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß

des ersten Bändchens

Der europäischen Tausend und eine Nacht nebst Bemerkungen.

Erste Abtheilung.

- 1) Das Todtenamt Widmann's Höfer Chronik, deutsche Sagen von den Gebrüdern Grimm, mündlich aus dem Paderbörnischen und dem Niedersächsischen; auch in der Landschaft Angeln ist die Sage sehr bekannt und in den Spinnstuben heimisch. Raupach hat sie ebenfalls zu einer Erzählung und einem Drama benutzt, nur daß hier der Liebhaber des Mädchens das Gesicht hat, in Angeln ist es der Pfarrer und sein Küster, welche unter der Todten-Gemeinde sich selber erblicken und in Jahresfrist nach einander sterben. Als Ballade ist der Stoff vielfach bearbeitet worden, die hier mitgetheilte Bearbeitung ist nach einer mündlichen Erzählung einer gebornen Straßburgerin von Caroline Leonhardt.

- 2) Bertha, die Spinnerin. — Alt-italienische Sage, noch heut zu Tage gilt in Padua und Montagna das Sprüchwort: „Hin ist die Zeit, wo Bertha spann.“ Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen, Sagen vom Kaiser Heinrich.
- 3) Ilija, der Ruomer, russische Märchen und Sagen, übersetzt von Dietrich, gewiß aber nicht so neuen Ursprungs, als der Herr Uebersetzer vermuthet, mir mindestens ist die Sage von dem Räuber Nachtigall schon seit meiner frühesten Kindheit bekannt.
- 4) Das Eisengitter zu Augsburg. Eine sehr weit verbreitete und sehr verschieden erzählte Sage. Wo sie eigentlich zu Hause, ist unbestimmt; denn Breslau, Bismar, Aachen und Augsburg haben ihr Eisengitter, woran die Schraube fehlt, welche Niemand fertigen kann. Der Fürst Fürstler Muskau giebt in seinem Tutti Frutti die Schlesische Sage. Caroline Leonhardt die Augsburgerische in dem Taschenbuch „Gedenke mein.“ Wien bei Psautsch 1837, der vorliegenden liegt die mündliche Mittheilung zum Grunde.
- 5) Die Elbjungfrau. Magdeburger Volksage, Prätorius Weltbeschreibung, mündlich, und bei Grimm.
- 6) Die drei Brodchen. Mündlich aus Schwaben, abweichend und minder vollständig bei Grimm.
Der ewige Jäger wie oben, fast gleichlautend mündlich, im Schleswigischen „Der Jäger Holsten.“
Der Tod des Erstgeborenen. Italienische Geschichten, ohne Namen des Uebersetzers und Angabe des Druckorts. Mündlich, doch ohne alle Hindeutung darauf, daß sich die Begebenheit in der Familie Frangipani zugetragen habe. — Die Sage hat Aehnlichkeit mit der: „Der Kaiser hält Wittwengericht“ und findet sich auch bei Grimm.
- 9) Die 3 Bergleute im Rutenberg. Hessen, mündlich und bei Grimm.
- 10) Der Herenring. Mündlich in Aachen. Dippold Karl der Große, Sagen von Karl dem Großen.

- 11) Die drei Gürtel. Freie Bearbeitung eines französischen Märchens von Caroline Leonhardt-Lyser.
- 12) Die Meineidige. Mündlich in Böhmen.
- 13 u. 14) Sagen von der Ilse. Mündlich aus dem Harz. Grimms deutsche Sagen.
- 15) Das Riesenfräulein. Mündlich, Sangbeins Gedichte, Elsäßer Gassenhauer, Grimm.
- 16) Der Schatten des Grafen. Schottland; denselben Stoff bearbeitete früher Fr. Kaun, doch sehr abweichend von der hier mitgetheilten Erzählung. Die älteste Sage von einem verlorenen Schatten ist wohl die, des Teufels zu Salamanka, welche Th. Körner poetisch behandelte. Ob diese, oder die schottische, dem trefflichen A. v. Chamisso die erste Idee zu seinem unsterblichen Peter Schlemihl gab, weiß ich nicht zu sagen.

Zweite A t h e i l u n g.

- 17) Das Urtheil des Schemjata. Russische Märchen, übersetzt von Dietrich.
- 18) Das Rockenweibchen. Altdeutsche Historien, fliegendes Blatt. Grimm deutsche Volksagen, mündlich, Schreiber rheinische Sagen.
- 19) Peter von Staufenberg. Schreiber, rheinische Sagen.
- 20) Der Rußknacker im Weinhaufe oder der fette Pfarrer und sein Schöps. — Novelle, frei nach dem Italienischen. Berlin 1816, bei August. Rücker. (Name des Uebersetzers ist nicht angegeben.)
- 21) Die sieben Todsünden. — Mündlich und so viel ich weiß dem Hauptinhalte nach, noch nicht gedruckt, gewiß aber nicht in der hier gegebenen Form. Graf Ossar ist nichts anders als der schwedische Don Juan. Die Zeichnungen von denen hier geredet wird, erfand der geniale Bonaventura Genelli in Rom; ob er sie je ausgeführt, weiß ich nicht, ich sah nur die ersten

flüchtigen Entwürfe und führte in der Sage einige Scenen darnach aus.

22) Genovesa ganz treu nach dem alten Volksbuche und fast wörtlich nach der neueren Ausgabe von Gustav Schwab. Von Märchen dieser Art, welche bis ins innerste Leben des Volks drangen, wie sie aus ihm hervorgingen, wäre es Frevel, Etwas zu ändern, hier hat jedes Wort und selbst jeder alterthümliche Schnörkel eine liebe Erinnerung aus unserer Kindheit für sich. Tief und Maler Müller empfanden diese Wahrheiten, darum stehen ihre Gedichte so einzig da.

23) Die Mähr vom Rattenfänger zu Hameln. Hamelsche Chronik, mündlich, abweichend bei Grimm. Vom Rattenfänger existiren auch an andern Orten ähnliche Sagen, doch hat die zu Hameln vor allen Uebrigen die Entführung der Kinder voraus.

D r u c k f e h l e r .

In der Sage „die sieben Todsünden“ lese man in dem Liede des Narren:

„fand ich die ächte Panace“
statt: fand ich das ächte Panace.